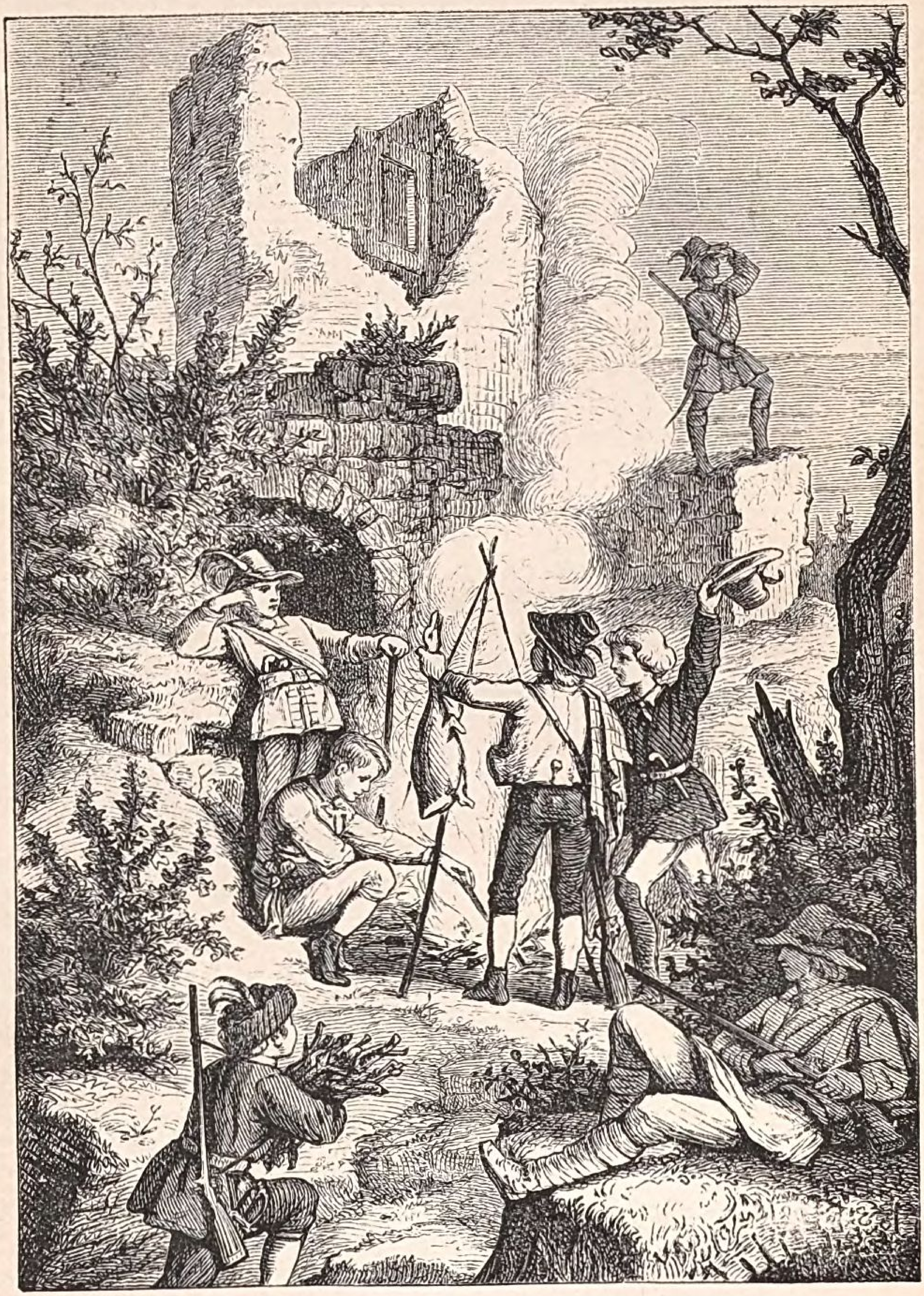
Emil Frommel

Aus dem untersten Stockwerk.

STUTTGART
J. F. STEINKOPF



Die Räuber. (S. 21.)

Aus dem untersten Stockwerk.

Ein Supplement

zur

„Familienchronik eines geistlichen Herrn“

von

Emil Frommel.

Vierte Auflage.

Stuttgart, 1894.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Seinem ältesten Jugendfreunde

Herrn Alfred Herrenschmidt

zu Straßburg im Elsaß

in alter und junger Liebe

zugeeignet

vom

Verfasser.

Erstes Kapitel.

Dem geneigten Leser zum Gruß. Unser Haus.

Als der Verfasser seinen vierzigsten Geburtstag feierte (an welchem bekanntlich die Schwaben ihren richtigen Verstand kriegen und gescheit werden, denn sonst bleiben sie eben so dumm wie die andern Bewohner des heiligen deutschen Reichs), sollte er abends zum Danke für all die schönen Sträuße und Glückwünsche ein Stück aus seinem Leben erzählen. Nun giebt's aber kein wonnevolleres Stück darin, als den Morgen, zumal wenn's bei einem stark auf den Abend geht. Da war alles so frisch und duftig, so voll Tau und Sonnenschein, da und dort auch ein Stücklein Nebel und Wolken dazwischen; Wahrheit und Dichtung, Selbsterlebtes und Gehörtes geht da bunt durcheinander. Denn manchmal ruft beim Erzählen der Bruder: „halt, das bist nicht du, sondern ich gewesen," aber 's ist einem doch, als hätte man's selbst erlebt. So nahm ich denn den Morgen vor zum Erzählen oder auch das unterste Stockwerk, die Zeit vom ersten bis zum zehnten Jahr.

Denn dann zieht man hinauf in den nächsten zehn Jahren in den Zwischenstock; darnach in die Beletage, die die Zwanziger und Dreißiger umfaßt, dann geht's schon in den vierten Stock, und so immer höher hinauf in den fünften, sechsten und siebenten, und je höher hinauf, desto beschwerlicher das Treppensteigen, aber auch immer näher und höher dem Himmel zu. Und von oben herunter sieht man auf das Treiben der Menschen herab; sie kommen einem, je höher man hinauf gezogen, desto kleiner vor in ihrem Rennen und Treiben. Man gedenkt aber daran, wie man sich selber einst auch da herumgetrieben zwischen Menschen, Pferden und Wagen durch; den Ball gespielt und unbesorgt seinen Tanzknopf den Spaziergängern zwischen die Beine gejagt, und kann sich auch wieder freuen an all dem bunten Treiben und ist nur froh, daß man's nicht noch einmal durchzumachen hat. Denn zweimal lebt kein Mensch sein Leben gerade so durch, und mit dem „Andersmachenwollen das nächstemal" ist's auch eine bedenkliche Sache. Zuletzt geht's aber mit dem Geiste aus dem obersten Stockwerk hinauf zur lichten Wohnung, und der Leib zieht wieder ins wahrhaftige Parterre, davon er genommen ist.

Als ich aber so erzählte, baten sie alle, ich möchte es doch 'mal aufschreiben für meine Kinder und für andere auch, als einen Eingang zur „Familienchronik" und zu den „vergangenen Tagen," die beim Herrn Steinkopf in Stuttgart auf Lager liegen und die er gerne hergiebt. Zu-

gleich sollte das Büchlein auch andern Vätern im deutschen Reich Lust und Liebe machen, von ihrem Leben, ihrer Jugendzeit für ihre Kinder etwas aufzuschreiben als ein liebes Vermächtnis. Und das bei Zeiten, und nicht denken: „du kommst einmal dran, wenn du dich zurückgezogen hast oder zurückgezogen worden bist (was auch vorkommt) — denn da kommt so mancherlei, was es nicht mehr leiden will, als da sind: das Zipperlein am Finger, oder das Zittern an der Hand, oder es kommt der Tod und nimmt die Feder weg. Sie brauchen's ja nicht drucken zu lassen und können's wegschließen, daß es niemand sonst liest. So kam der Verfasser dazu und hat's lange Jahre liegen lassen. Denn man besinnt sich eben doch, ehe man solch ein Stück Eigentum und Heiligtum allen Leuten weggiebt; aber andere haben ihn ermutigt und vielleicht denkt eins oder das andere dabei an seine Jugend zurück. Und wenn in ein altes Auge ein Strahl der Freude käme, oder ein anderer sagte: „So war's bei uns zu Haus auch“ und er noch dankbar seiner lieben Eltern gedächte und all des Guten, was ihm sein Gott in der Jugend beschert; und ein anderer zufrieden würde mit seinen alten Tagen und mit den mancherlei Bresthaftigkeiten, die dran hängen, weil er's doch einmal licht gehabt in seinem Leben, so würde es ja das Büchlein schon wert sein und den geneigten Leser die heurigen 75 Pfennige oder die entschlafenen 24 Kreuzer vielleicht auch nicht reuen!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum.

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!

So singt's freilich jetzt im Verfasser, wenn er wieder einmal in die alte Heimat kommt und in seine Geburtsstadt Karlsruhe. Wohl steht sie noch auf demselben Fleck, aber sie ist größer und schöner geworden; die Häuser sind's zum Teil auch noch, alte Bekannte, aber andere Gesichter schauen heraus. Wie anders als damals, wo man auf dem Schulweg des Morgens früh um sieben oder um acht Uhr jeden Hausbewohner kannte in seinem Morgenkostüm! Da schaute im Schlafrock, uns gerade gegenüber, der Herr Kanzleirat zum untern Stock, auf rotes Polster gelehnt, seine Pfeife rauchend, heraus und mit ihm im Morgenhäubchen seine Frau. Man zog ehrerbietig seine Kappe herunter und stereotyp klang der Gruß: „Gutemorge Büble, kann'sch dein' Sach?" Ja, das waren manchmal „Gewissenssachen" mit dem Können, und oftmals stieg der Neid auf in dem Gedanken: „Ach wenn du's so gut hättest, wie der Herr Kanzleirat Strohmeyer, der sein Sach schon längst kann und nichts mehr zu lernen braucht." — Dann ging's vorbei beim Flügeladjutanten des Großherzogs, einem alten

General und seinem Bruder, dem Forstmeister; ein Blick in die Stube, ob die Geweihe und Sechzehnender noch alle lebten und am Platz waren, und langsam vorüber an dem weißen Hühnerhund, der's nicht leiden konnte, wenn die Buben sprangen und einen dann für eine Schnepfe ansah und die Hosen zerriß; am Waldhornwirt vorbei, dem Herrn Hartweg, der unter der Thür stand. Da roch's zu gut nach saftigem Braten und nach kaltem Tabaksrauch aus dem Saal der Stammgäste, in welchem die Pfeifen der Reihe nach hingen wie das Prinzipalregister in der Orgel. Dann bog's um die Ecke in die Lammgasse; da wohnten zwei Nachbarn einander gegenüber. Der eine im Tuchladen, der Herr Nathan Levis im großblumigten Kaftan und roten Fesch, gelb wie eine Quitte und mit gewaltiger Adler- oder Hobnase, die sich im verjüngten Maßstabe bei seinen Kindern wiederfand. Seine lange türkische Pfeife mit großer Bernsteinspitze rauchend, unterhielt er sich mit dem Nachbar, dem Bäckermeister Vorholz, dem Karlsruher Meistersänger und Freunde Justinus Kerner's, über die Straße herüber. Dann ging's vorbei an dem großen Bogenfenster eines alten Kaufmannshauses, in welchem ein kleiner, freundlicher Herr des Morgens zwischen elf und zwölf Uhr Audienz gab. Er war das Börsenorakel der Stadt; dieselben Herren machten zur selben Stunde ihr „Ständerlein" bei ihm — bis man endlich richtig das Lyceum erblickte.

Jetzt lebt keiner mehr von allen und keiner fragt die hochwichtige Frage mehr: „Büble, kann'sch dein' Sach?"

Vornehmlich hat sich's aber dort geändert, wo der Verfasser das Licht der Welt erblickte, am Spitalplatz. Der lag am Anfang des Stadtteils, den man kurzweg „das Dörfle" nannte; in gebildeterer Sprache auch der „Pfannenstiel" genannt, der älteste und auch der ärmste Teil der Stadt. Denn bei meiner Vaterstadt ging's wie's in der großen Welt geht: die Kultur drängte von Osten nach Westen; das „Dörfle" aber lag im Osten. — Aber auch im „Osten beginnt's zu tagen," die einstöckigen kleinen Häuser aus Lehm beginnen zu schwinden und da und dort entsteht im Dörfle ein ansehnlicher Baustil. Der einzige Fluß, an dem die Stadt lag, ist ein Nebenfluß des Rheins, nämlich der Landgraben, dessen Quellen sehr im Verborgenen liegen. In alter und auch zu meiner Zeit zog er noch ziemlich unverblümt durch die Stadt und wälzte seine schwarzen Wogen offenkundig. Nachgerade aber wurde dem alten Gesellen bedeutet, daß er, da ihm jeglicher Sinn für Aufklärung abginge, überbrückt werden müsse — und so ist er denn größtenteils den Augen entschwunden und führt ein unterirdisches Dasein. Zu meiner Zeit aber lag er offen, quer über den Platz, wohl überwölbt, aber man konnte hinabsteigen und — Schiff fahren, was bei dem pestilenzartigen Fluidum für eine Bubennase noch immerhin ein Genuß war.

Das Haus, in welchem wir in den ersten Jahren meines Lebens wohnten, steht heute noch. Später ging ich freilich nie an demselben ohne ein gewisses Gruseln vorüber. An

einem Abend — nach Jahren, als wir herangewachsen waren — erzählte auf vieles Bitten der Vater davon. Im untern Stock wohnte nämlich ein städtischer Beamter mit seiner Frau. Die Leute hatten keine Kinder, keine Sorgen, aber auch keinen Frieden, sondern viel Streit miteinander, und oft mußte der Vater herunterkommen und schlichtend zwischen die beiden treten. So ging's Jahre lang. Der Mann hatte etwas Finsteres, Verstecktes an sich, und niemand traute ihm. Er brauchte viel Geld für sich und daher vielleicht auch so mancher Streit. Da, an einem Winterabende, während es draußen stürmte und tobte, war unten wieder Streit. Der Eltern Schlafzimmer lag gerade über dem Schlafzimmer der Leute unten, und man konnte fast die Worte hören. Es wurde Mitternacht. Da ertönte ein gellender Schrei und dann wurde es plötzlich totenstill. Die Mutter wachte und rief: „Um Gottes willen, was für ein Schrei, da ist gewiß ein Unglück geschehen." Der Vater beruhigte sie, es werde eben wieder wie gewöhnlich Streit sein. — „Nein," meinte die Mutter, „solch einen Schrei habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehört, der ging durch Mark und Bein."

Die Eltern hatten noch nicht ausgeredet, als es draußen vor der Thür leise klopfte. Der Vater stand auf und machte Licht. Draußen stand die hagere, rothaarige Magd der Leute im untern Stock im Nachtkleid, das Entsetzen auf dem Angesicht, und sagte: „Ach, Herr Professor, kommen Sie — unsere Frau!"

Der Vater stand auf, weckte noch einige von den Atelier-Herren, seinen Kunstschülern, die oben unter dem Dache schliefen, und ging mit ihnen hinunter. In der Wohnstube am Ofen saß der Mann und stierte die Eintretenden an. „Wo ist Ihre Frau?" rief der Vater laut und stark, daß der Mutter oben das Herz bebte.

„Drinnen in der Stube liegt sie, sie hat sich selbst entleibt, nachdem sie mich hat umbringen wollen." Dabei deutete er auf Wunden an seinen Händen.

„Das ist nicht wahr. Sie haben sie umgebracht!" rief der Vater; damit nahm er das Licht, schloß die Thüre nach dem Gange ab und befahl den drei handfestesten unter seinen Atelierherren, den Mann festzuhalten, der Miene machte, aus der Stube zu gehen. Der Vater ging in die Schlafkammer; das Bild, das sich ihm darbot, war entsetzlich. Da lag die Frau schwimmend im Blute, ein großes Messer in die Brust gebohrt, die Hände durchschnitten. Sie hatte sich offenbar gewehrt, als er das Messer gegen sie führte. — Nachdem der Vater sich von dem eingetretenen Tode überzeugt, schloß er die Kammer ab und schickte zwei Herren nach der Polizei. Gensdarmen kamen, legten dem Manne die Handschellen an und führten ihn ab. Damals war noch andere Gerichtspflege, und der Mann leugnete hartnäckig und behauptete, von seiner Frau angefallen worden zu sein, die sich dann, als sie gemerkt, daß sie ihn nicht töten könne, selbst umgebracht habe. Das war sehr unwahrscheinlich, aber dennoch wäre er fast freigesprochen

worden. Da wurde auch die Mutter zum Zeugnis aufgerufen, und sie erzählte von dem gellenden Schrei, den sie gehört. Von dem aber hatte der Mann nichts gesagt, sondern im Gegenteil, sie habe das alles ganz still vollbracht. Als die Mutter ihm aber gegenüber stand, ihm die Stunde sagte, zu welcher es geschehen, da erblaßte er und gestand. — Er sollte eben weggeführt werden zum Zuchthause, um gerichtet zu werden, da — auf dem Karren — bohrte er sich einen kleinen Löffel, den er im Gefängnis scharf geschliffen hatte, in die Herzgrube und starb sogleich. Seit jener Zeit war es graulich in dem Hause. Der Mutter ging noch bis in ihr hohes Alter jener Schrei in den Ohren nach. — —

Aber der Platz war auch von Erinnerungen besserer Art durchzogen, denn dort hatte der Vater seine Jugend wenigstens vom zehnten Jahre an zugebracht, und so wurde uns auch jedes Haus lebendig, als ob wir drinnen gelebt hätten. Es war allemal ein Festtag, wenn der Vater aus seiner Jugend erzählte. Einiges steht auch schon in der „Familien-Chronik eines geistlichen Herrn" zu lesen. Aber ich hole hier noch etliches nach. — Der Vater war auf Schloß Birkenfeld geboren auf dem Hundsrücken — der damals zur sponheimischen Grafschaft gehörig, badischen Gebiets war. Der Großvater, der dort markgräflicher Baumeister war, wurde im Jahr 1799 nach Karlsruhe versetzt und zog mit seiner Familie dahin. Da war allerdings die schönste Zeit für den Vater vorbei. Denn auf

Schloß Birkenfeld war Freiheit, Wald und Feld, ringsum zwischen Pferden, Kühen und Schafen und Hühnern trieben sich die „Buben“ des Landbaumeisters mit denen des Forstmeisters und Gerichtsaktuars herum, dort zogen die Franzosenscharen unter General Ney durch — und da gab's immer was zu sehen (wenn auch manche Angst dabei war), was einen Buben interessierte. Nun auf einmal herunter in die enge gradlinige Residenz, damals eine Stadt mit 12000 Einwohnern, wo jeder den andern kannte. Statt des Hauslehrers, der den gerade nicht gelehrten Namen „Ochs“ führte (mit dem sich allenfalls noch über die Stunden reden ließ), ging es in die Schule in das damalige „Lyceum illustre“, was nicht weit vom Spitalplatz war. Da gab's gleich die ersten Thränen bei dem gestrengen Lehrer und bei den Mitschülern die ersten Kämpfe. Denn es war in Karlsruhe nicht anders als wie in andern Schulen: man mußte sich den Einlaß erkämpfen. Es geht den Büblein wie dem Hahn oder Meister Gockler, der auf einen fremden Hof oder Dunghaufen kommt und sich in manchem ritterlichem Strauß erst das Hausrecht erobern muß. Ein Umstand aber verschlimmerte die Sache gewaltig. Der Großvater, der seiner Zeit lange in England gewesen, hatte eine besondere Vorliebe für jenes Land und seine Sitten. So kleidete er auch seine Buben englisch. Ein blaues, feines Wämschen über der Brust, den Hals offen und den weißen Hemdkragen breit über das Wams gelegt, weiße Pantalons und Schuhe; auf dem Kopfe aber nur kurz geschnittene

Haare und sonst nichts darauf, kein Hut und keine Mütze: so zogen zum Schrecken der Karlsruher Lyceisten die englisierten Hundsrücker auf. Denn die Karlsruher „Herren Buben" trugen große lange Überröcke mit gelben Aufschlägen am Kragen und an allen Ecken des Rockes, welcher bis über die Kniee ging; gelblederne Beinkleider, die über dem Knie zugeknöpft waren, große Stulpenstiefeln und schwarze hohe Halsbinden, aus denen der Kopf mit Mühe herausschaute. Oben auf dem Kopfe pomadisierte und gebrannte Locken und — lange Zöpfe, die bis auf den Boden reichten, wenn sie das höchste Maß der Schönheit hatten, auf dem Kopf ein dreieckiger Hut im Sommer, nnd im Winter eine dicke Pelzkappe mit langem, oben überliegendem Fuchsschwanz — so stiegen die Eingeborenen daher. So kam's denn bald zu Schlägereien und die Zöpfe der Schulfüchse mußten gehörig dran glauben, bis endlich Friede ward. Um zehn Uhr erhielten die Reicheren ein Frühstück, bestehend in einem Glas Wein und einem Stück warmem Braten, das die Bedienten im Schulhofe servierten. Oft erzählte uns der Vater, wie die andern minder Reichen um zehn Uhr zu einem Bäcker wanderten, der in der Nähe des Lyceums wohnte. Der backte „Salzwecke" und „Hörnle" so duftig, und ums Neujahr herum die „Dambedei," Männlein und Fräulein in Bretzelteig. Da passierte es ihm einmal, daß er über dem Backen einschlief und die ganze „Backet" von Dambedei rein schwarz wurde. Die Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie den Schaden besah,

und rief: „Mann, s'isch alles hin.“ — Er aber besann sich und sagte: „Mutter, geh hinaus und rupf dem Gockler seine schönsten Federn aus.“ Kopfschüttelnd ging die Frau hinaus und bald hörte man das Gewinsel des Hahns. Sie brachte die Federn. Der Bäckermeister nahm sie, setzte eine um die andere auf das Haupt seiner schwarzen Legion und wartete, bis er den ersten „Buben“ zur Schule gehen sah. Den rief er herein und gab ihm eins von den Prachtexemplaren zum Präsent und sagte: „Büble, heut ist Dreikönigstag; da hat's lauter Mohrenköpf' gegeben, da hast du einen; sag's nur den andern.“ Das Büblein bewunderte den schwarzen Mohren und zeigte ihn zum hohen Ergötzen in der Schule. Um zehn Uhr aber stürmte die Jugend die Bäckerei; alle wollten „Mohrenköpfe“ haben. In wenig Minuten war der ganze Vorrat aufgeräumt. Schmunzelnd sagte aber der Bäcker: „Siehst du, Mutter, es kommt halt nur auf den Namen an, den man einer Sache giebt“ — womit derselbe eine große und zwar nicht bloß eine „Bäckerwahrheit“ ausgesprochen. — So trocken und philisterhaft die damalige Stadtjugend aussah, so spukte doch in den pomadisierten, zopfbehafteten Köpfen allerhand Bubenmutwillen. In der Residenz war auch ein Theater und da hineinzugehen eine Hauptfreude. Aber woher das Geld nehmen und doch nicht stehlen? Da gab's nur ein Mittel, das war: selbst mitspielen. Freilich stand keiner von den Buben auf dem Theaterzettel, sondern sie kamen unter die Rubrik: „Volk ꝛc.“ Unter anderem war ein beliebtes Stück: „Die

Donauweibchen," in welchem tanzende Säcke vorkommen. Schnell waren die Hundsrücker Jungen bei der Hand, einen solchen mit Empfindung zu spielen. Also hinein in den Sack und dafür das nächstemal ein Freiplatz auf dem „Juchhe" im Theater. Aber der verschmitzte Sack war nicht festgenäht und platzte mitten in der Vorstellung beim Tanzen. Der Onkel, der Bruder des Vaters, purzelte aus dem betreffenden Sacke heraus vor die zuschauende Menge, die ihn sofort erkannte und aus Einem Munde erstaunt rief: „Das ist ja Frommels Edeward!" Das gab zu Hause eine Scene und die Bretter wurden für lange Zeit verboten. — Aber das Theaterspielen war doch zu verlockend. Schillers „Räuber" waren dazumal ein höchst beliebtes Stück, und vornehmlich das Räuberleben ein Ideal der Schulbuben. Mit „hoher obrigkeitlicher Bewilligung" wurden denn auch auf einem Liebhabertheater in der damaligen „Affengasse" von Schülern die Räuber aufgeführt. Die Hauptschwierigkeit bestand allerdings darin, die einzige weibliche Person, die in dem Stücke spielt, zu engagieren, sich unter die Räuber zu wagen. Endlich unter vielen Versprechungen verstand sich auch die Cousine eines Räubers dazu, die Rolle der „Amalie" zu übernehmen. Die Zettel wurden ausgegeben, ein mäßiges Eintrittsgeld festgesetzt, das Haus war ausverkauft und die Vorstellung begann. Im dritten Akte aber wäre fast gar das Stück zu Falle gekommen. Als die Räuber ihren großen Gewinn überschlugen, wollten sie sich dafür Würste und Schinken und Bier als „räuberwürdiges"

Mahl kaufen, Amalie aber wollte für sich Torten und Eingemachtes haben, und als die Jungen das nicht wollten, lief sie hinüber auf den Hof und setzte sich auf eine Holzbeige, weinte und sagte: „Ich spiel' nimmer mit." Es bedurfte des ganzen Aufwands der Beredsamkeit Karl Moors (meines Onkels), um sie zu bewegen, wieder zu kommen; sie sollte „ihr Sach' apart haben." Das Stück ging dann zu Ende. — Aber das Ende war noch nicht da. Bei der großen Mehrzahl hatten die Räuber festen Fuß gefaßt. Die Flinten und Säbel, die Schlapphüte waren ja schon vorhanden, Geld auch, das Räuberlied einstudiert — was fehlte da noch? Nichts, als daß man die wohlgelungene Sache auch einmal im Ernst ausführte. Etwa fünf Stunden von Karlsruhe lag die alte verfallene Burg Ebersteinburg, damals im dichtesten Wald liegend, ein herrlicher Schlupfwinkel für Räuber. — Die Kleider wurden in ein einsames Wirtshaus vor dem Stadtthor gebracht; damit der Thorwart nichts merkte, zog man zu verschiedenen Stadtthoren einzeln hinaus und sammelte sich in jenem Wirtshause. Dort wurden die Kleider angezogen, in der Nachtstille durch die Ortschaften marschiert und in der Mitternacht langte die Bande oben auf Ebersteinburg an. Am frühen Morgen, nach den Schauern in dem alten Verließ, wurde die Burg in Verteidigungszustand versetzt, der Eingang mit großen Steinen verrammelt und Wachen ausgestellt. Dann wurde ein Feuer angezündet und Eier gesotten und Kaffee, die Würste von der Vorstellung her noch vollends

verzehrt. Am folgenden Tage wurde ein nächtlicher Ausfall auf das Dorf Ebersteinburg beschlossen, um dort einiger Gänse habhaft zu werden und diese dann kunstgerecht zu braten. Der Überfall wurde mit großer Schlauheit ausgeführt und gelang. Droben auf der Burg wirbelte der Rauch über der ermordeten Gans in die Luft und die Bauern wurden aufmerksam. Die beraubte Bäuerin erhob ein Wehegeschrei bei dem Vogt. Einer von den Bauern wollte sich hinauf zur Burg machen, wurde aber von der Wache mit einem blinden Schuß empfangen. Die Räuber stürzten gleich alle hervor und im Todesschrecken lief der Mann zum Vogt und schrie: „Es sind Räuber da oben, wahrhaftige Mordbrenner!“ Der Vogt ließ Sturm läuten und holte den Gensdarmen, der bereits von der Residenz aus avisiert war, „ob man keine Buben gefunden hätte.“ Langsam zog die Schar mit Dreschflegeln und Mistgabeln und alten Nachtwächterspießen unter Anführung des Gensdarmen hinauf zur Burg. Den „Räubern,“ die vom Wartturm aus zusahen, wurde doch bänglich zu Mute. Nach kurzem Kriegsrate beschloß man, sich aus dem Staube zu machen. Aber der kriegskundige Gensdarm hatte wie ein kluger General den Bergkegel umstellen lassen, damit ihm keiner der Vögel entwische. So fielen denn die meisten den Bauern in die Hände, ihrer Sechse aber, und darunter mein Onkel, entwischten, indem sie von den hohen Tannen hinabkletterten und unten übel zerschunden ankamen. Dann liefen sie Karlsruhe zu. Kurz vor dem Thore trafen sie mit den andern

Malefikanten zusammen, die per Schub gefahren wurden und ihnen zuriefen: „Mir hen doch noch fahren dörfen!“ — Was es daheim absetzte, kann sich der geneigte Leser selber denken, nebst der Standrede in der Schule. Einer aber kam am schlechtesten dabei weg, der doch gar nicht dabei gewesen: das war der Dichter Friedrich von Schiller, der den jungen Leuten die Köpfe verrückt gemacht haben sollte. Mein Vater ist nicht mit dabei gewesen wegen eines kranken Fußes, und segnete sich, daß er am Fuße gepackt worden war.

Von diesen Geschichten war uns die ganze Umgegend, in der wir wohnten, wie von einem lebendigen Sagenkreise umhüllt. Freilich fand sich vieles nicht mehr vor zu unserer Zeit, was damals noch existierte. Daß auf dem Marktplatz, wo jetzt die geheimnisvolle Pyramide steht, und drin das Herz des Erbauers der Stadt, um die wir trotz des Verbots so oft nach der Schule „Fangerles“ spielten, die Stadtkirche stand und ein großer Kirchhof war, wollte uns nicht in den Sinn, noch daß der Wald ganze heutige Straßen einst bedeckte.

Dort am Spitalplatze wohnte der ehrwürdige Meister Haldenwang, der berühmte Kupferstecher und Lehrer des Vaters, und hinten dran lag der Zimmerplatz des Ratszimmermeisters, Herrn Küntzle, auf dem der Vater oft gespielt; in der nächsten Straße das Haus der einen Großmutter. Denn was nicht jedem passiert: ich hatte ihrer drei — während sonst jeder andere deutsche Mensch nur zwei hat.

Wie das kam, erfährt der Leser im nächsten Kapitel. Nur so viel will ich noch sagen zu diesem ersten: als ich nach dreißig Jahren in meiner Vaterstadt angestellt wurde und die Stadt in besondere kirchliche Distrikte eingeteilt wurde, da fiel mir, als dem Jüngsten, dieses Stück Jugendland zu: „das Dörfle,“ und es gereichte mir zur absonderlichen Freude und ist's bis zum heutigen Tage noch, daß ich einen Teil der Liebesschuld meiner lieben Vaterstadt abtragen konnte und der „Dörflespfarrer“ geheißen wurde.

Zweites Kapitel.

Etliches vom Großvater und Großmüttern, Paten und andern.

Der hundertundsiebenundzwanzigste Psalm, in welchem geschrieben steht: „Wo der HErr das Haus nicht bauet, arbeiten umsonst, die daran bauen,“ gilt nicht sowohl dem Hause, das der Zimmermann mitsamt dem Maurer baut, als vielmehr dem, das aus lebendigen Bausteinen, alten und jungen, aus Großvätern, Vätern und Enkeln besteht. (Wiewohl es allewege eine gute Sitte bei den Zimmerleuten ist, den Hut zu lüften und den großen Baumeister der Welt zu bitten, beim Aufschlagen des Hauses gegenwärtig zu sein.) In das Haus der Familie wächst aber das Kind

hinein und weiß nicht wie, aber guts ist's, wenn es hinterher sich drum kümmert und von der Familie zu sagen weiß.

Zu Frankfurt am Main residierte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Großtante des Vaters, die sich dorthin verheiratet hatte. Als sie deshalb aus dem Badischen verzog, stellten ihr des „durchlauchtigsten Herrn Markgrafen zu Baden und Hochberg, hochfürstlichen Oberamts Durlach gnädigst verordnete Oberbeamte“ auf kunstvoll geschriebenem Pergament den Geleit- und Empfehlungsbrief aus, „dem „hochwohlweisen, hochedelgeboren, hochstrengen Rat der „freien Stadt Frankfurt kund zu wissen gethan, daß die „Juliane Margarete Frommel ein rechtmäßig Kind sei und „in heiliger Taufe der lutherischen Kirche einverleibt, mithin „von uns Allen als ein wahres, rechtes Ehekind gehalten „worden ist und noch jetzt gehalten wird. Sie ist auch weder „diesseitiger höchster Landesherrschaft noch sonsten jemand „mit einiger Leibeigenschaft anverwandt und zugethan, son„dern derselben vollkommen frei, los und ledig, daß sie also „Bürgerrecht suchen und annehmen kann, wenn und wo ihr „gefällig. Was übrigens ihre Aufführung betrifft, so ist „uns davon nichts Widriges, sondern alles Gutes bekannt, „daher wir auch dieselbe der hochlöblichen p. p. Obrigkeit „zu Frankfurt am Main zu geneigtester Aufnahme bestens „rekommandieren.“ So war sie ausgewandert mit ihrem Manne, dem Herrn Cornelius Pilgram, und hatte ihre Hochzeitreise in Begleitung des Friseurs Mack gemacht, der von Frankfurt entgegengereiset kam, um das Landmädchen

mit reglementsmäßigen Toupées zu versehen, damit sie würdig in Frankfurt einziehe in das Haus „zum trierischen Eck." Herr Pilgram aber trug „bei solcher Gelegenheit einen himmelblauen Frack, knappe Beinkleider und seidne Strümpfe," laut der Hochzeitschronik.

Diese besagte Großtante Pilgram war das Familienorakel in Betreff der Verwandtschaft. Wehe, wenn einer der Familie unter dem Heer von Onkeln, Tanten und Vettern sich nicht zurecht zu finden wußte. Das war zehnmal schlimmer, als wenn ein Büblein in der Schule aus Angst die deutschen Kaiser unter einander schmeißt. Der Vater hatte einst bei einem Besuche in Frankfurt von der Tante eine saftige Ohrfeige empfangen, weil er im Familienstammbaum nicht Bescheid wußte, warnte im Andenken daran vor Schaden und weihte uns möglichst in die Stammtafel der Familie ein. Mit Ehrfurcht sahen wir daher in Durlach an dem Marktplatze an dem Markgrafen mit der roten Tasche hinauf (der weiland dort auf dem Brunnen stand und leider vor etlichen Jahren auswandern mußte), — denn mit diesem Markgrafen sollte auch unser Familienbaum und erste sichere Kunde über das Haupt der Familie beginnen. Über den hinaus aber ging eine dunkle graue Sage. Die einen behaupteten, aus Italien sei der erste des Namens gekommen, natürlich ein tapferer Ritter und Edelmann. Die andern aber, aus Schweden sei er her. Bis zum heutigen Tage ist der Streit noch nicht geschlichtet. Fußend aber auf einer dunkeln Mär, daß früher auf den

Kornsäcken der Söllinger Urväter des Geschlechts sich der Name „Frommheld“ befunden, wurde das Wappen acceptiert: Kreuz und Schwert, im blauen und roten Felde. Tante Pilgram aber wußte das alles genau, und hielt darauf, daß andere es auch wußten und jeder den gehörigen Respekt vor der Familie habe. — Das kommt einem nun heutzutag freilich ziemlich altmodisch vor, wo man kaum noch das Geschwisterkind als „Verwandtes“ gelten läßt und man durch das leidige Herumwandern in der Welt einander kaum mehr kennt, so daß es leicht passieren kann, daß sich zwei Vettern im Eisenbahncoupé die schönsten Grobheiten sagen, und schließlich mit „einiger Befriedigung“ merken, daß sie denselben Großvater hatten, der sich gewiß wenig über die Enkel gefreut hätte. Damals spannte man aber den Zirkel weiter und hieß in den Familienkreis noch viele kommen, wenn sie auch kaum mehr einen Tropfen Familienblut in sich hatten. Waren sie auch Nach-Nach-Nachgeschwisterkind und angeheiratet dazu, so hießen sie doch immer noch „Herr Vetter“ oder „Jungfer Base,“ und man „vetterte und baste“ sich leichter durch die Welt, als wenn man heutigen Tages so wildfremd an die Häuser klopft. Dem heurigen Geschlecht thut aber ein wenig mehr Familienachtung und Liebe not, wenn es nicht ganz zerfahren soll. 'S ist eben doch was andres, wenn man weiß, auf welchem Ast des Familienbaumes man als Blättlein festsitzt, als wenn man so geschichtelos vom Winde verweht wird.

Darum horchten wir auch hoch auf, wenn der Vater

von dem alten, ehrwürdigen „Schulz“ von Söllingen sprach, von welchem ich in einer badischen Chronik vor kurzem zu meiner Freude unter dem Titel:

„Von einigen besonders verdienten Einheimischen und wenigen Fremden bezüglich auf die Zeit Karl Friedrichs,“ folgendes fand: „Frommel, Schultheiß zu Söllingen, ein „denkender Kopf, nicht nur mit ausgezeichneter Anwendung „seiner praktischen Kenntnisse in der Landwirtschaft, son- „dern auch mit Sinn für alle bürgerliche Ordnung. Der „Markgraf ehrte ihn mit öftern Unterhaltungen. Frommel „war voll Anhänglichkeit zu seinem Fürsten, hielt übrigens „fest an seiner einfachen Lebensweise des Landmanns. Starb „in den 1750er Jahren“ — das war aber der Vater der gefürchteten Tante Pilgram zu Frankfurt und der Urgroß- vater meines Vaters.

Alle Jahre wurde drum eine Fahrt nach Söllingen gemacht zum alten Stammhause, das ich noch lebendig vor mir sehe mit seinem breiten, handfesten Hofthor, dem weiten Hof und den großen Scheunen. Wohl war's schon in frem- dem Besitz, aber die Namenszüge der Familie, die einst drin gewohnt, standen noch über dem Thor.

Einen richtigen Buben interessiert freilich die lebendige Gegenwart mehr, als die Vergangenheit, und erst später konnte ich mich freuen, von den Alten zu hören. Zunächst aber ragte die Gestalt des Großvaters ehrwürdig und mild herein ins junge Leben.

'S ist ein wunderbar Ding um solch einen Großvater

und seinen Enkel. Sie haben beide einen eigenen Zug zu einander. Das Kind fühlt sich da so sicher und gut aufgehoben, nicht so rasch und derb angefaßt und aus seinem Spiel gerissen, wie manchmal der Herr Vater thut, der eben von der Arbeit kommt und nun auch „seine Freude“ an dem Buben haben will. Bei beiden liegt die Röte über dem Lebenshimmel, bei dem Großvater die Abendröte und beim Enkel die Morgenröte. Beide haben einander nichts vorzuwerfen. Hat der Großvater seine Haare verloren, so hat sie der Enkel noch nicht bekommen und die zwei Kahlköpfe schauen einander vertraulich an; fehlt dem Großvater so mancher liebe Zahn — so weist der Enkel das zahnlose Mündchen. Der eine hat Schmerzen beim Kommen, der andere beim Gehen der weißen Müller. Der eine hat nicht weit vom Himmel, denn in des Enkels Auge glänzt so was von oben her, und der Großvater nicht weit zum Himmel, und solch ein Auge leuchtet auch — kurz die vier Augen schauen sich verständnisvoll an, und wenn der Großvater den Enkel auf dem Schoße hat, und dieser mit seinen Ärmchen hinaufgreift, ist's nichts anders als wenn der junge, grüne Epheu sich um einen alten Stamm oder Gemäuer schlingt, und als wollten die beiden sagen:

Mein Herz und auch das deine
Verstehen sich gar gut!

Oder hat der Großvater oder die Großmutter nicht so ein verborgenes Schublädlein im Schreibtisch, wo „Gutzele“ drinn sind? Und haben sie nicht ein blankes Gröschlein oder

Kreuzerlein, das ihnen in den Weg kam, arretiert und aufgehoben, dem Enkel bei einer feierlichen Gelegenheit zu überreichen? Zumeist giebt's auch dort keine Schläge und keine Rüben noch Bohnen zu mittag, und das Kind braucht nicht zu singen, wie wir so manchmal zu Hause:

Rüben, Rüben, Rüben!
Die haben mich vertrieben;
Hätt' mein' Mutter Fleisch gekocht,
Wär' ich länger blieben!
Bohnen, Bohnen, Bohnen
Sind meines Herzens Kronen!

So ist denn das Großelternhaus allewege ein vom Kinde gesegnetes. —

Der Großvater väterlicherseits, meines Vaters Vater, steht mir noch lebendig vor der Seele. Sein Zimmer lag nach dem Garten hinaus, freundlich und heiter wie er selbst. Der Großvater war von imposanter Figur; das volle silberweiße Haar deckte den männlich schönen Kopf des hohen Siebzigers; unter den dichten Augenbraunen schauten zwei kluge, sinnende Augen voll Milde und Freundlichkeit hervor; um den Mund spielte ein schalkhafter Humor, mit größtem Wohlwollen gepaart. Ich sah ihn nie anders, als im langen Rocke und weißer hoher Halsbinde und stehender Weste, die lange Pfeife rauchend. Auf seinem Schreibtisch stand das für mich so geheimnisvolle Ding, eine Zündmaschine. Nicht oft genug konnte er mir das Experiment machen, daß der Platinaschwamm glühte und der Fidibus brannte, nachdem

der kleine Knall vor sich gegangen. Auf dem Ofen stand die Kaffeemaschine; den ganzen Tag rauchte er und trank langsam den selbstbereiteten Kaffee. Wie oft mußte später, als die Mutter behauptete, das Rauchen verkürze die Lebenszeit, als Beweismittel dienen, daß man beim Rauchen 77 Jahre alt werden könne, wie der Großvater selig! Der Mutter fiel freilich nicht jener durchschlagende Beweis einer Tante ein, die ihrem Neffen auch das Schädliche des Rauchens vorhielt, indem es das Leben verkürze. „Aber," sagte der Neffe, „der Großonkel raucht doch auch immer noch und ist schon 80 Jahre alt." „Ach," entgegnete die Tante, „dummes Zeug! der wäre schon 90, wenn er nicht rauchen thäte!" Womit also das Rauchen als ein abscheuliches Laster gebrandmarkt sein soll. Aber das Schnupfen ist noch viel abscheulicher, meint der Verfasser, der leider an dem ersten leidet.

Der Großvater hatte ein Angesicht wie eine schöne Abendlandschaft, die im Sonnenstrahl nach einem Gewitter vor Einem liegt. Denn gewettert hatte es ja freilich in diesem Leben und über der schönen Stirne hin lagen noch so ein paar Wölklein stille gelagert. — Droben im Oberlande geboren, ein muntrer Pfarrersbub, wanderte er ins Gymnasium zu Lörrach. Da geschah's in seinem vierzehnten Jahre, daß der Markgraf Karl Friedrich, der seinen zwei Augen und Ohren mehr traute als denen andrer Leute, selbst das Gymnasium visitierte und Examen abhielt. War's doch die Jugend, auf die er hoffte, um sein Volk zu einem wahrhaft „christlichen, glücklichen und opulenten" zu machen.

Da traf er denn auch den Pfarrersbuben an und fühlte ihm auf den Zahn. Als der klug und geschickt antwortete und in mathematicis und physicis ordentlich Bescheid wußte, notierte sich ihn der selige Markgraf, und bald kam ein Brief aus der geheimen Kanzlei an den Pfarrer zu Bettberg, des Inhalts: Ob er Willens sei, seinen Wilhelm herzugeben, dann wolle der Herr Markgraf ihn nach England senden, damit er dort die Rechenkunst und Sternseherei gründlich lerne. — Der Pfarrer von Bettberg dachte aber: „Das kommt nicht von ungefähr, sondern von dem Herrn, der der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche.“ Hatte er doch acht Kinder, die alle etwas werden wollten und dem Vater bis dahin noch die Füße unter den Tisch streckten und alle Mittag nach ihrem Löffel griffen, ohne zu fragen, wie teuer der Malter Weizen und das Pfündlein Butter auf dem Lörracher Markt stehe. — So schrieb er denn einen Dankbrief nach Karlsruhe und der kaum fünfzehnjährige Knabe ging aufs Schiff nach England und verblieb dort etliche Jahre. Das war aber für sein ganzes Leben von Segen. Er sah, daß die Welt noch größer sei, als die obere Markgrafschaft, und es noch andere Leute in der Welt gebe, als den Herrn Obervogt von Lörrach. Das eben aber wollte der selige Markgraf, der selbst weit gereist war und einen großen, freien Blick hatte für alles Gute, was in andern Ländern sich fand. — Dann war er heimgekommen und sollte auf der Sternwarte in Mannheim nach den Sternen schauen, ob sie alle in der Ordnung seien und keiner die

Kreuz und die Quer laufe. Aber das sagte ihm doch auf die Länge nicht zu und sein Sinn stand zur Baumeisterei. So ward er denn Baumeister und zog als markgräflicher Beamter hinauf nach Birkenfeld, wo wir ihn im vorigen Kapitel trafen. Nachdem er fast alle Habe im Kriege verloren, kam er wieder ins Land nach Karlsruhe und wurde zuletzt Oberbaurat. Dort verlor er seine Frau, die mit ihm treulich alle Not geteilt. In der Blokade von Straßburg stürzte sein jüngster Sohn mit dem Pferde und sank nach langen Leiden im blühenden Alter ins Grab, nachdem er ahnungsvoll in einem Gedicht sein eigenes Begräbnis, Wochen zuvor, aufs genaueste beschrieben. Dort in Baden-Baden auf dem Kirchhofe in der Seufzerallee liegt er zu Füßen des schönen Kruzifixes begraben. Dieser Tod war ihm nahe zum Herzen gegangen. In dies Dunkel hinein blickte aber wie ein lichter Sonnenstrahl unser Vater, der im innigsten Freundschaftsverhältnis zu seinem Vater stand. Gegen die Sitte der damaligen Zeit, da man die Eltern aus Ehrfurcht „Sie" nannte, hatten die beiden das trauliche „Du" behalten. Jeden Tag ging Vater zum Großvater, jahraus jahrein. Der Großvater war des Vaters bester Freund — wenn ich die beiden sah und später meinen Vater davon reden hörte, war's mein innigster Wunsch, ich möchte doch auch meines Vaters Freund so werden, wie es beim Großvater war. Und es ist gottlob auch so geworden, und die Liebe nimmt dabei nicht ab noch die Ehrerbietung; und wenn man gleich selber alt wird und

sein eignes Haus und Kinder hat, so ist's doch was Besonderes von Güte Gottes, solch einen betagten Vater und Mutter noch zu haben, die einen von Jugend auf kennen und daher vieles an den Augen schon abmerken, ohne daß man ein Wörtlein zu ihnen sagt. Aber wenn solch zwei alte, treue Augen, die uns von Jugend an angeschaut und geleitet, brechen, da bricht eben vieles mit und man fühlt dann erst recht, daß man in dieser Welt keine Heimat hat. —

Des Großvaters Lebensabend neigte sich. Noch erinnere ich mich dunkel des Ehrentages, den er als letzten Sonnenblick erlebte, seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums. Wir wurden festlich gekleidet und mit Blumensträußen bewaffnet, und kamen des Morgens in der Frühe zur Akademiestraße, wo der Großvater wohnte. Der Großvater sah so feierlich und so friedlich aus und dankte jedem so herzlich für alle Liebe. Den tiefsten Eindruck machte mir aber, daß der selige Großherzog Leopold ihm den Zähringer Löwenorden verliehen, der im roten Kästchen auf dem Tische lag. So wußte ich in der Jugend schon, was das zu bedeuten hatte: „der Zähringer Löwe," und kam nicht in die Verlegenheit, in die einst eine gute Landsmännin geriet, als ihr Mann freudestrahlend nach Hause kam und rief: „Mutter, ich hab' den Zähringer Löw' bekommen!" „Ach," sagte sie höchst aufgeregt: „ach Vater, wie kannsch du denn so'n Tier mitbringen, mir hawwen ja gar kein Schtall derfür." Der gute Großvater hatte ihn nach fünfzig Jahren wohl verdient und trug ihn nicht mehr lange. — Nach seinem

Jubiläum legte er sein Amt nieder. Sein Bild war ihm und der Familie zum Andenken geschenkt worden, ein treffliches Bild, das in unserer „guten Stube“ hing und mich mit seinen Blicken wahrhaft verfolgte, wenn ich was Böses im Sinne hatte. An dem Tage des Jubiläums schrieb er an seine Untergebenen folgenden Brief, der den Großvater ganz bezeichnet:

„Nach dem höchsten Befehl S. K. Hoheit, den ich höchlich dankend verehre, trete ich nach fünfzigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand und trete außer Geschäftsverbindung mit Ihnen. Wenn wir auch in unsern Meinungen über Dienstgegenstände nicht immer gleicher Ansicht waren, so bitte ich, wenn ich Anlaß zur Unfriedenheit gab, um desfallsige Nachsicht und völlige Vergessenheit, zugleich aber auch um Fortdauer der gegenseitigen Freundschaft, womit ich mich bestens zu empfehlen die Ehre habe ꝛc.

Karlsruhe 1836, am 50sten Jubiläumstage 1836.“

Die Antwort der Beamten ist rührend, voll Dank und Anhänglichkeit. — Sein Leben ging von da an still, in der Bereitung zur Ewigkeit. Großvater war ein frommer Mann und voll Durst und Sehnsucht nach göttlicher Wahrheit. In einer Zeit aufgewachsen, wo das Gold des Evangeliums selten war, mußte er sich durchkämpfen zum Lichte. Kurz vor seinem Tode schrieb er noch an einen Neffen, den er herzlich liebte, den späteren Dekan in Pforzheim:

„Recht herzlichen Dank für deine guten Wünsche und für dein Gebet um mich. An dem Grab, vor dem ich so

nahe stehe, finde ich es so tröstlich, wenn Gute im Gebet sich meiner erinnern und mich mit einschließen; da ich es fühle, wie weit ich mit meinem Werke zur Seligkeit zurück bin, so bitte ich: Zeige mir den Weg, den ich wandern soll zur Seligkeit, um sie zu erlangen; löse in mir die trüben Zweifel, um mit heiterem Blick und froher Zuversicht mit der Bitte endigen zu können: HERR, in deine Hände befehle ich meinen Geist." —

Etliche Monate vor seinem Tode hatte er sein Haus bestellt, alles geordnet und wartete auf sein Feierabendstündlein. In seinem Testamente hatte er zu Anfang desselben etliche Worte vorgesetzt, in denen er den Dank gegen seinen Gott niederlegte.

„Wenn es," so sagt er darin, „der weise Wille unsers gnädigen Vaters im Himmel ist, daß wir, liebe Gattin (seine zweite Frau) und Kinder! uns nach seinem hohen Rate trennen, so laßt uns vor allem kindlich danken für das viele Herrliche, Schöne und Gute, das Er uns verliehen, auch für die Prüfungen, die Er uns, als zum Besten führend, so schonend gab.

Der Herr hat alles wohl gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!

Wenn wir die vielen vorangegangenen Jahre unseres Vereins wieder durchlaufen, das Schwere und Harte, was Zeitumstände mit sich führten, das Herrliche, das uns daraus zu teil ward, wenn auch das Menschliche nie das

Vollkommene zu erreichen vermag, so müssen wir doch mit vollem und gerührtem Herzen sagen:

Er hat alles wohl gemacht,
Er führt uns auf guten Bahnen zum bessern Ziel.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Lasset uns unsern Verein diesseits so beschließen, wie wir wünschen, daß er jenseits fortgesetzt werde.

Friede auf Erden!

Denn der Friede ist's, unter dessen Schirm und Schatten das Kleine und das Große gedeiht, er giebt uns die Heiterkeit unseres Wandels in diesem Leben, die Freudigkeit unseres Thuns, den reinen Genuß des vielen Köstlichen, das uns so reich geboten wird.

Den Menschen ein Wohlgefallen;

Alle Güter der Erde, was sind sie? Ein Rauch, der vergeht, wenn sie nicht fruchttragend waren. Geist und Herz sind Rauch, wenn sie ohne das Feuer der Liebe sind. Bedenket es, liebe Kinder und Enkel! — — Laßt mich heimgehen, ihr Lieben, in dem für mich so seligen Gedanken und der Hoffnung, daß ihr auch fernerhin das Band der Liebe erhaltet, wie bisher, daß ihr es noch fester schlingen möchtet! —

Vergebet euch unter einander, wenn ihr fehlt. Tröstet die Traurigen, steht den Dürftigen bei — liebet euch unter einander, denn Gott ist die Liebe.

Der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Amen.

So kam auch sein Ende. „Weinet nicht und lasset mich ruhen," das waren seine letzten Worte. Darauf schlief er stille ein. — Am Tage vor der Beerdigung nahm mich der Vater mit ins Sterbehaus. Da stand der Sarg aufgedeckt. Der liebe Großvater lag drin im weißen langen Kleide, die Hände über die Brust gefaltet. Es war, als schliefe er. — Ich hatte noch keinen Toten bis dahin gesehen, aber ich danke es dem Vater heute noch, daß er mich mitgenommen. Das Bild des lieben, stillen Mannes im Sarge hat mich durchs Leben begleitet. Ich weinte damals, wie Kinder weinen. Sie weinen, weil sie andre weinen sehen, sie ahnen den Verlust nicht; das Leben behält sein Recht, und nach etlichen Tagen, ach vielleicht schon nach Stunden sind die Thränen versiegt und das kleine Herz getröstet. „Wann kommt der Großvater wieder?" so fragte ich und so fragen heute noch die Kinder. — — Ach, verstünden wir's recht — wir würden auch so thun, wie die Kinder, und uns müßte sein, wenn eins der Unsern geht, als sei es nur aufgestanden von der Arbeit und ins andere Zimmer gegangen und käme bald wieder. So war der Großvater eine der ersten Gestalten, die ins Leben hinein geragt — und es war eine lichte Gestalt.

Nur dunkel erinnere ich mich der Großmutter väterlicherseits, der Witwe des Großvaters. Aber das eine vergesse ich ihr nie: daß sie uns Jungen zu Weihnachten hellrote Westen mit Glasknöpfen schenkte, die größte „Neuheit“ damals. Wie stolzierte man auf dem Marktplatze am folgenden Tage mit dem fröhlichen, fragenden Gesicht: Seht ihr denn gar nicht, was ich für eine Weste habe? Sie hätte uns weiß was schenken können, nichts hätte diese Wirkung gehabt.

Lebendiger steht die zweite Großmutter vor mir. Mein Vater hatte seine erste Frau verloren, und aus dieser Ehe stammten Bruder Karl und Schwester Bianca — wir drei Buben waren aus zweiter Ehe. Aber die Mutter der ersten Frau lebte noch und war gegen uns nachgeborne Kinder sehr freundlich und lieb. Sie war damals schon im hohen Alter, die Frau Geheimrätin, ein kleines, zusammengegangenes Mütterlein, in großer gefältelter Haube. Mir fiel immer die Großmutter im Rotkäppchen dabei ein, die der Wolf so ohne weiteres verschlang, und bekam für die dichterische Bemerkung, daß der Wolf es leicht gehabt, wenn sie nur so klein und dürr gewesen wäre, wie unsere Großmutter — von der Mutter eine Ohrfeige. In ihrem Hause war alles höchst altertümlich. Wir aßen je zwei alle Dienstage bei ihr zu Mittag und freuten uns drauf, denn es wurde da „auf Zinn“ gegessen, was tiefen Eindruck machte; dann kochte die Großmutter jedesmal das betreffende „Leibessen,“ was bei der Verschiedenartigkeit von uns fünfen je nach der

Roheit des Geschmacks ausfiel. Bruder Karl blieb beständig bei den „Leberknöpfle.“ Sodann hatte die Großmutter frisches Kartoffelbrot, was zu Hause nie erschien; denn die Mutter hielt frisches Brot für „gemeinschädlich,“ wir aber für ausgezeichnet und „gar nicht so arg gefährlich.“ Die altertümlichen Schränke, die Zimmer mit den großblumigten Tapeten, der beständige Geruch von Wollblumenthee, die behagliche Wärme im Winter und die tiefe Stille im Hause gegenüber unserem unruhigen Treiben und dazu die stille, gute Frau mit dem etwas wackelnden Kopfe und der zitternden Stimme — das alles verlieh, mitsamt der großen Rassel an der Hausthüre und dem eisernen Klöpfel dran, die jedermanns Kommen avisierten, dem Hause einen eigentümlichen Reiz. Und trotz der Ohrfeige: es war eben doch wie bei Rotkäppchens Großmutter!

Wir waren auch da möglichst brav und still, und hielten uns am liebsten in der Küche auf bei der alten Magd, der Haan (Hanna) und ihrer Freundin „Applone“ (Apollonia). War doch die Alte auch schon Ende der Sechziger und hatte bereits das fünfzigjährige Jubiläum bei der Herrschaft gefeiert. Am liebsten war es uns, wenn sie von ihrem Bruder erzählte, der mit den badischen weißen Husaren nach Rußland unter Napoleon gezogen und nicht mehr heimgekommen, sondern dort an der Beresina erfroren sein mußte. Grade dies Dunkel, in das sich dies Leben verlor, was nun allen Phantasien Spielraum ließ, war das Interessanteste dabei. Konnte er denn nicht am Ende

gefangen und nach Sibirien verbracht, dort ein reicher Pelzhändler geworden sein und an einem schönen Tage zu seiner Haan — und der Applone, die seine Braut war, heimkehren? Als ich später Bürgers Leonore „um das Morgenrot herumfahren“ sah, dachte ich immer an den weißen Husaren an der Beresina und die „Applone.“ — Bei der Großmutter wohnte noch eine alte Tante, eine verwitwete Frau Doktorin, die mit uns Buben ihre kleinen Späße hatte und auch nach der Großmutter Tode uns noch eine Weile erlaubte zu kommen. Dann wurde das alte Haus verkauft mit seinem schönen terrassierten Garten und den herrlichen Stachelbeeren und Johannistrauben drin — eine kleine, stille Welt verschloß sich für uns. Ach, wie manches Haus hat sich seit jener Zeit für uns geschlossen! S'war immer ein interessantes Spiel, am Abend ein altes Papier zu verbrennen und dann in dem verkohlten Papier die einzelnen Sternlein laufen und verschwinden zu sehen; „die Nonnen, die in ihren Zellen ins Bett gehen, und die letzte, die's Kloster zumacht,“ sagte die alte Wartfrau. So ist mir's jetzt, — ein Fünklein nach dem andern erlischt, jedes sucht nach dem andern sein Ruhebettlein; es kommt der Letzte, der schließt das Haus zu.

Aus diesem Hause stammte auch mein Herr Pate, ein tüchtiger, treuer Mann, still und friedfertig lebte er in Straßburg. Von ihm habe ich sechs silberne Löffel als Patengeschenk erhalten, die mir an hohen Festtagen gezeigt wurden, um dann wieder zu verschwinden. Zogen wir gen

Straßburg, dann ward's mir eingebunden: „Besuch' auch den Herrn Paten und vergiß es nicht.“ Das that ich redlich, wiewohl ich mich von den beiden dort postierten Hunden immer unangenehm berührt sah. Aber dann nahm mich der Pate mit ins altstraßburgische kleine Wirtshaus am Thomasplatz, wo mit dem Paten noch etliche andere alte Junggesellen vortrefflich „Mümphele“ (Mundvoll), d. h. auf Straßburgisch: „gute Bissen“ aßen.

Dort in Straßburg wohnte die dritte Großmutter, die Mutter unserer Mutter. — Diese aber flicht sich tiefer ins Leben hinein und von ihr darf ich ein andermal reden.

Drittes Kapitel.

Das neue Haus und seine Insassen.

Das „Ausziehen“ hat der Verfasser im Laufe der Jahre redlich gelernt, und wenn das Sprichwort seine Wahrheit hat: „Dreimal umgezogen ist einmal abgebrannt,“ dann ist er schon an fünfmal abgebrannt. Das erstemal aber geschah in früher Jugend, als der Vater zum Direktor der Galerie ernannt wurde. Da zogen wir aus, aus dem Hause am Spitalplatz in die schönste Gegend der Stadt, in die Nähe des Schlosses, des Theaters und des botanischen Gartens. Statt dem alten Landgraben die herrlichste Flora zu unsern Füßen. Die Treibhäuser statt des melancholischen

Spitals, und statt dem Gejohle der „Dörflesbuben" der Gesang im Theater, den man bis zu uns herüber hören konnte bei den Proben. Und dann das originelle Schloß mit Turm und Türmchen, dem prächtigen Schloßgarten mit seinen alten schönen Bäumen; zum großen Hardtwalde nur ein paar Schritte — „Herz, was begehrst du mehr!" Ein Kind muß, wie die Pflanze, Licht und Luft haben, soll's anders gedeihen; aber wie viele Kinder müssen's entbehren! Ein eigenes Haus, ein eigener Garten, was ist's doch wert! So sein ganzes Glück nicht auswärts suchen zu müssen, sondern im Hause gern sein, unter den Augen der Eltern spielen und sich warm im Neste fühlen — das trägt doch für den späteren Menschen viel aus.

Unten wohnte als Portier ein alter, ehemaliger Hofbedienter und nachmaliger Galeriediener, der den Leuten die Galerie zeigte, die im mittleren Stock des Gebäudes war, und oben auf wohnten wir. Die breiten Gänge hinauf waren mit weißen klassischen Gypsköpfen besetzt, die einst einer Bauernfrau einen tödlichen Schrecken einjagten, weil sie glaubte, sie lebten und wären doch nur Köpfe. Oben aber ein großer Raum von zwölf Zimmern in einer Flucht und ein langer Gang, das war ein Spielplatz samt dem hübschen Garten unten! Kurz, wir hatten's so gut, wie man's nur haben kann. Jetzt ist freilich das Vorderhaus zugebaut durch die neue schöne Akademie, und nur der Seitenflügel steht noch: immerhin aber das Stück des Hauses, darinnen wir unser Wesen hatten. Von meinen Habselig-

keiten aus dem alten Hause ist ins neue Haus nur eins gekommen und bis zum heutigen Tage noch in meinem Besitze: mein weißes Taufhemdlein, unten mit einem grünen Eichenkranz in gestickten Perlen versehen. Mit dem Eichenkranz hatte es seine besondere Bewandtnis: die Mutter hatte als junges Mädchen in voller Jugendbegeisterung die Freiheitskriege durchlebt, der Bräutigam der Schwester war in der Schlacht von Belle-Alliance gefallen und so sollte ich „als Christ germanischer Nation“ getauft werden. Wie ist mir das Taufkleid jetzt so eng geworden und bin draus heraus gewachsen; und doch muß der Mensch wieder in es hineinwachsen, soll er anders ein fröhliches Gotteskind sein und bleiben; und nicht umsonst tragen (wenigstens die Mägdlein) das weiße Kleid an den Höhetagen ihres Lebens: an Taufe, Konfirmation und Hochzeit — und zuletzt kriegt jeder sein weißes Sterbekleid.

Zu Bruder und Schwester und mir kam im neuen Hause noch ein schwarzäugiges Kindchen, und fünf Jahre später noch ein braunäugiges. Dieser letzte Bruder brachte uns Kindern etwas mit, jedem eine große Bonbonnière mit den verschiedenen Leibzuckersachen. Als wir an seine Wiege traten, lagen diese Dinger alle da mit Namen bezeichnet, die der kleine Bruder „aus dem Himmel“ mitgebracht hatte. — Nur unser ältester Bruder Karl wollte nach genauerer Betrachtung finden, daß er irgendwo diese Bonbonnière schon einmal gesehen hätte — gerade so eine wäre auch „beim Zinko“ (einem Conditor) einmal am Laden herausgelegen.

Eine Ohrfeige von seiten der alten Wartfrau setzte diesen Skrupeln und Erinnerungen ein jähes Ende. — So waren wir denn unserer fünf.

Was ist's doch wert, Geschwister haben und nicht so das einzige Kind im Hause sein! Ein einzig Kind ist eben doch ein „Schreckenskind“ und wie ein einziges Auge — erlischt das, so wird's finster im Haus. Aber so ein halb Dutzend Buben und Mägdlein in einem Haus und auch noch mehr, das giebt wohl Kopfbrechen für den Vater und Strumpfstopfen für die Mutter, dafür aber ist Leben da, Krieg und Frieden, wie's kommt. Vornehmlich aber giebt eines das Rasiermesser, die Putzschere und den Schleifstein für das andere ab; denn Geschwister wissen am besten, wo das eine und das andere seine Hühneraugen hat, und tritt ihm drauf und sucht sie ihm wegzutreten oder wegzuoperieren: und wo bei einem der Docht zu groß brennt, hilft das andere mit der Putzschere nach; und wo die rauhen Kanten sind, wird weggeschliffen frischweg, ohne Kompliment und Umstände. Und das ist ein Segen, denn später sagen einem die Leute wohl auch noch die Wahrheit, aber wie! — „Eine Mutter zieht sieben und siebenerlei Kinder,“ heißt's im Sprichwort, sind sie doch verschieden wie die Vögel unter dem Himmel und wie die Blumen auf dem Felde. Wir waren's auch.

Die Schwester Bianka führte ihren Namen nach einer Italienerin, die als Freundin des Hauses hochgeschätzt

wurde, und war das einzige Kind dieses Namens in der ganzen damaligen Stadt. Ein zartes, von Jugend an leidendes Kind mit großen, ungewöhnlich glänzenden Augen und braunen, über den Kopf gelegten dicken Zöpfen. Still für sich vergnügt war sie, wenn sie nicht krank war. Ich erinnere mich nur eines Augenblicks, wo sie übermäßig freudestrahlend aus der höhern Töchterschule heimkam, denn sie hatte das beste Zeugnis bekommen auf rotem Papier — eine Stufe der Vollendung, zu der wir „Buben" es nie bringen konnten. Dagegen war Bruder Karl ein anderer Geist. Noch habe ich ein Bild aus seiner Kindheit von ihm, ein rechtes Bubengesicht, so frisch und unternehmend in die Welt blickend mit seinen braunen Augen und den dicken, roten Pausbacken, in die die verschiedenen Onkels („onkelmäßig" wie er behauptete) hineinkniffen; einen Urwald Haare auf dem Kopf, durch den der Kamm mühsam wie eine Lokomotive mit verschiedenen Haltstationen und Schmerzenspfiffen von seiten des Besitzers, durchdrang. Ging Einer seine eigenen Wege, so war er es. Er hielt sich meistens bei den Alten auf. Die alte Haan hatte ihn nach dem Tode seiner Mutter gepflegt und am Bette gehabt, und die Applone aus dem vorigen Kapitel war auch seine Freundin. So war in ihm bei allem Bubenmäßigen doch etwas Altväterliches. Zur Schule hatte er einen ziemlich weiten Weg, aber nicht bloß deshalb wurde er eine Stunde früher weggeschickt, sondern vornehmlich darum, weil er unterwegs an jedem Hause stehen blieb, die Fenster und die

betreffenden Scheiben zählte, ob er sie noch richtig wüßte. Denn seitdem er zählen konnte, wußte er den Bestand an Fensterscheiben an jedem Hause auf dem Schulweg und kontrollierte jeden Tag. Auch zu Hause wurde alles mit Gründlichkeit visitiert, und hätte solches einmal schlimm für mich ablaufen können. Denn eines Tages (er war etwa sechs und ich zwei Jahre alt) fiel es ihm ein, sich genauer zu vergewissern, was das „glitzernde Ding im Auge“ wäre — (der Augenstern). Zu solchem Behuf legte er mich kunstgerecht der Länge nach auf den Boden, nahm eine Schere und war eben daran, mir die Augensterne auszustechen, als die Mutter hereinkam und ihn wegriß. Oft hat die Mutter mit tiefer Bewegung, wenn sie mir in die Augen sah, dieses Augenblicks erwähnt. — Ein anderes Experiment, wozu ich einmal herhalten mußte, bestand darin, daß er über dem Essen unter den Tisch schlüpfte und mich in die dicken, herabhängenden Beine kniff. Als ich schrie und die Mutter ihm Vorwürfe machte, warum er das thue, sagte er bedächtig und langsam (wie er immer sprach): „Ha, s'isch zu komisch! Wann m'r'n (man ihn) unten pfetzt (kneift), so schreit er oben!“

Auch die Strafen, die er abzubüßen hatte, machten keinen sonderlichen Eindruck auf ihn, weil er sie auch zu allerhand philosophischen Betrachtungen benützte. So hatte ihn die Mutter einst wegen einer Unart in das berüchtigte „Ofenloch“ gesteckt. Welche Bewandtnis es mit diesem schauerlichen Verließe auf sich hat, wissen freilich nord-

deutsche Landeskinder kaum zu bemessen. Aber zu Hause bei uns, da wurde von außen gefeuert mit dicken, festen Buchenklötzen in den großen Porzellanofen hinein. Dazu aber ward der Schornstein benutzt, der bis oben hinaufging. In dies Gemäuer stieg der Schrecken der Kinder, damals und heute: der Schornsteinfeger — und da hinein, wo's von oben her noch heulte und pfiff, wurde man gesteckt! Aber für Bruder Karl hatte dieser Ort längst alles Grauen verloren, seitdem er wußte, daß die Schornsteinfeger hinein und auch wieder herauskamen. Als er darum wieder einmal hinein mußte, ging er getrost. Die Mutter bekam Besuch und vergaß den Arrestanten total. Nach zwei Stunden erinnerte sie sich seiner plötzlich; sie riß das Schloß und die Thür im Schrecken auf; dann, als sie nichts sich bewegen hörte drinnen, dachte sie nicht anders, als daß der Junge erstickt sei. Sie fand ihn stillstehend, aber — auf einem Bein; das andere war in die Höhe gezogen. „Was machst du denn da?“ rief die Mutter. „Ha,“ erwiderte der gebesserte Malefikant, „ich hab' nur einmal gucken wollen, wie lang daß die Gäns auf einem Bein stehen können!“ (Ziehen ja doch die Gänse gern das eine Bein hoch und stehen stundenlang auf dem andern.)

Nebenbei konnte er auch seinen Scharfsinn wie ein Untersuchungsrichter verwenden. Er beschuldigte mich einmal, ihm seinen Ball gestohlen zu haben, und sagte frischweg: „Du hast mir meinen Ball gestohlen.“ Als ich meine völlige Unschuld beteuerte, stellte er das Verhör an und

sagte zu mir, dem kaum vierjährigen Kinde: „Gieb einmal Achtung! Giebt's schwarze Gäule?" Antwort: „Ja." „Giebt's weiße Gäul'?" „Ja." „Giebt's braune Gäul'?" „Ja." „Giebt's rote Gäul'?" „Ja." „Giebt's blaue Gäul'?" „Ja." „Giebt's grüne Gäul'?" — — „Ja." — Da rief er triumphierend: „Siehst du, du lügst, und wer lügt, der stiehlt, hat die Mutter gestern gesagt. Du hast mir meinen Ball g'schtohlen." Er drang zwar mit dieser Beweisführung nicht durch, wurde aber darob ebenso sehr bewundert als ausgelacht.

Bei ihm mußte man sich sehr in acht nehmen, nicht irgend etwas zu sagen, was nicht so ganz richtig war, denn schnell war er bei der Hand zur Anwendung im gegebenen Fall. So hatte er sich einst auf dem Jahrmarkt vertrödelt und war mit mehreren „Buben" herumgelaufen, hatte Streit bekommen und war von ihnen in den Straßenkot geworfen worden und kam heulend nach Hause. Als die Mutter ihn abgescholten hatte wegen seines Ungehorsams, fügte ein Freund des Hauses noch hinzu, um ihm die Sache recht eindrücklich zu machen: „Siehst du, deswegen hat dich der liebe Gott auch in den Dreck geworfen, das ist die Strafe dafür, daß du nicht heimgekommen bist." Bruder Karl schlug die Augen nieder und schwieg. Ein paar Tage drauf gab er dem kleinen Bruder Max einen Stoß, daß er in den aufgeweichten Schmutz im Garten fiel. Die Mutter sah diesem Gewaltakte zu und rief: „Was fällt dir denn ein, den Max hinzuwerfen?" Bruder Karl, in der größten

Gemütsruhe entgegnete: „Ich hab ihn nicht hing'schmissen." Das ging der Mutter doch über die Bäume, und eben wollte sie ihn gehörig dafür herkriegen und sagte nur noch: „Ich habe es ja gesehen, daß du und kein anderer ihn hingeworfen; wer hat ihn denn hingeworfen?" „Der liebe Gott hat ihn hing'schmissen." „Was!" rief die Mutter entsetzt, „der liebe Gott soll das gethan haben? Du hast's gethan; der liebe Gott thut so was nicht." — „So," sagte der Bruder; „dann hat er mich aber selbigmal auf der Messe auch nicht hing'schmissen, wie der Herr .... g'sagt hat." So kam er diesmal mit dem blauen Auge davon.

Hatte je ein Bube einen Sammeltrieb, so war er es. Er erstreckte sich auf alles im Hause. Vornehmlich waren's die Schlüssel, die er zusammenbrachte und in seinem Zimmer wie in einem Hamsterbau verwahrte. Sie lagen alle geordnet nebeneinander; dann kamen die Scheren an die Reihe, je nach der Größe. Er mußte sich's drum gefallen lassen, daß alle paar Tage eine Razzia in den Hamsterbau von seiten der Mutter und der Jungfer gemacht und seine Schätze geplündert wurden. Vorsorglich hatte er auch einmal den ganzen Schlüsselbund der Mutter unter sein Kopfkissen gelegt und sanft darauf geschlafen. — Kurz, er war nicht wie andere Kinder. Sinnend und in sich verschlossen konnte er jahrelang Erlebnisse, Beobachtungen auf Reisen in sich tragen, und war kein Wort aus ihm herauszubringen; plötzlich brach's los und er erzählte dann so lebendig und anschaulich, daß man meinte, er habe es gestern erst erlebt.

Ein eigentümlicher Unternehmungsgeist pulsierte aber in ihm, trotz seines beschaulichen Lebens. Lange trug er sich mit der Herausgabe einer Zeitung, „Vorzeit und Gegenwart“ genannt. Endlich kam die Sache zur Reife; unter den Onkeln und Tanten wurde ein von ihm verfaßter Prospekt verteilt und Abonnenten gesucht, die bis auf zwanzig stiegen; das erste Blatt erschien. Er, der vierzehnjährige Junge, war der Redakteur, Bruder und Vettern die Mitarbeiter. Er selbst zeichnete sehr hübsch die Illustrationen dazu, deren erste der Trifels war, Richard Löwenherzens Gefängnis. Eine kurze Beschreibung der Burg und ein selbstverfaßtes Gedicht schloß den „gelungenen“ Artikel. Bruder Max lieferte einen „Gang nach Leopoldshafen,“ dem berühmten Ankerplatz der Rheinkähne, Rätsel und Sinnsprüche aus Dichtern schlossen die vier Seiten lange Nummer, die wir dann im Schweiße unseres Angesichtes zwanzigmal abschrieben. Nach halbjährigem Dasein versagte aber der Witz und der Stoff. Als die Eisenbahn von Mannheim nach Karlsruhe eröffnet wurde, gab Karl ein Büchlein heraus mit den Ansichten der Hauptstationen samt Umgegend. Per „Stehwagen“ hatte er die Reise billig gemacht und die Skizzen gesammelt und hübsch auf Kupfer radiert. Wir mußten dann für den Verkauf sorgen und brachten sie bei dem Portier der Eisenbahn glücklich unter. Seine Freude über den ersten Absatz war nicht zu beschreiben.

— — Die beiden lieben Geschwister — sie ruhen schon lange im Grabe. In der Blüte ihres Lebens starben sie.

Schwester Bianca im dreiundzwanzigsten, Karl im zweiundzwanzigsten Jahre. Ein schwerer Typhus, von dessen Folgen sie sich nicht erholen konnte, nahm die zarte Schwester weg; Bruder Karl hatte sich zu einem Eisenbahnzuge verspätet, und lief einen stundenlangen Weg in kürzester Zeit und setzte sich erhitzt in den zugigen Wagen. Bald darauf fing er zu kränkeln an und starb nach monatelangem Leiden. — Aber beide gingen im Frieden heim, mit rührendster Liebe an unserer Mutter, die ihre Stiefmutter war, hängend. Das Bild der beiden, ihr seliger Heimgang, bleibt dem Herzen unvergeßlich.

Zu uns Geschwistern kam noch unser Vetter, des Vaters Schwestersohn, dessen Vater früh gestorben war, der Maler Lindemann-Frommel. So war das halbe Dutzend vollzählig. Hinten aber am Ende des Hauses in zwei großen Zimmern hausten die „Atelierherren,“ Kupferstecher und Schüler des Vaters, ihrer acht bis zehn, junge und alte. Fast zünftig wurde hier von der Pike auf gedient: die Lehrjungen, die fegen und putzen, Stichel schleifen und mit der Pechfackel grundieren, das Frühstück beischleppen mußten; dann die Gesellen, von denen jeder an seinem Pult, mit großem Seidenschirm versehen, arbeitete, und die Altgesellen, die ihre besondere Stube hatten — Bauernbuben und Stadtkinder, Schwaben und Engländer, alles wimmelte bunt durcheinander. Bald sang der Schwabe „Silber“ ein Lied vom „Uahland,“ bald der Engländer

Lambert sein Rule Britannia, bald war es wieder totenstill, und man hörte nur den Grabstichel durch den Stahl gehen. Dort wurden die Werke illustriert, wie Zschokkes romantische Schweiz, der Rhein, Tirol; die Äneide, der Horaz — alles nach Zeichnungen des Vaters. Ins Atelier sich zu schleichen und bei diesen „herrlichen Jünglingen" mit den langen fliegenden Haaren, den Samtbaretts und weißen Blusen sich aufzuhalten, welch eine Wonne!

Diesem Hinschleichen (denn 's war eigentlich in den Arbeitsstunden verboten) hab ich's zu danken, daß ich noch ein Conterfei von mir aus frühester Jugend besitze. Unter all den Herrlichkeiten im Atelier schlief ich nämlich einmal an einem Sommernachmittag, auf einem Pult liegend, ein. Der Maler Moosbrugger benützte diese Gelegenheit, mich auf Pauspapier mit etlichen genialen Strichen in ganzer Häßlichkeit zu zeichnen. (Denn meine gute Mutter, die mich von Jugend an nicht in der Wiege, sondern in einem großen Waschkorb erzog, deckte mich schonend zu, wenn Besuch kam — alles von wegen der Häßlichkeit. Selbst das kalte Wasser, in welchem ich, ein Winterkind, gebadet wurde, half dem Unglücke nicht auf, aber es benahm mir fürs ganze Leben die Wasserscheu.) Daher also datiert noch dies Bild, mir immer, nach einer feinen Bemerkung eines Unparteiischen, zum Trost: „Wie sich doch ein Mensch mit einigem guten Willen im Lauf der Jahre verschönern könne."

So war das Haus belebt und durchzogen von Kunst und Kunstjüngern, denn schon unten der Portier trieb auf

eigene Faust allerhand Künste, und gab sich den Schliff eines Kunstverständigen. Wenn er Fremden die Galerie zeigte, ließ er mitunter seine Kunstansichten einfließen, z. B.: „Sehen Sie, meine Herrschaften, dies Bild ist von M . . ., eine liederliche Haut! sag ich Ihnen — aber im Grau in Grau malen, geht er keinem aus dem Weg." Kam er an ein Bild von Franz van Mieris, dem berühmten Holländer, so murmelte er wohl leise: „von mir isch." „Was, von Ihnen?" „Ja, wissen Sie, so dann und wann mal ich auch noch, aber 's geht halt nimmer wie früher." — „Sehen Sie, der Mann schreibt sich jetzt Laokoon (auf die Laokoon-Gruppe zeigend), aus Gips leider, aber weil er die Götter beleidigt, von den Schlangen gefressen. Schön gemacht, aber ‚unpraktisch', wie Lessing sagt." Leider wurden seine weiteren Kunststudien durch seine Pensionierung unterbrochen, die in den Dreißiger Jahren erfolgte.

Freilich das Beste habe ich noch nicht genannt, was im Hause war. Das waren bis jetzt alles erst Sternlein und Trabanten, aber die Sonne im Hause, das waren doch Vater und Mutter, um die sich alles bewegte.

's wird einem Kinde schwer, von Vater und Mutter was zu sagen, geschweige denn davon zu schreiben. Haupt und Herz am Leibe sind schon nicht leicht zu beschreiben und auch nicht am Leibe der Familie, wo der Vater das Haupt und die Mutter das Herz ist. Jeder meint, daß

er die besten Eltern gehabt — und so ist's auch recht. Er soll nur allewege bei diesem Glauben bleiben. Und so will ich's auch frischweg sagen: daß wir den liebevollsten Vater und die treueste Mutter hatten. Der Vater, durch und durch eine Künstlernatur, harmonisch durchgebildet, hatte aus einer schweren, kampfvollen Jugend sich einen frommen, heiteren und milden Sinn durchgerettet. Ich habe ihn kaum je verstimmt oder gar heftig gesehen. Schläge gab's von ihm nicht, aber mit viel Liebe und Milde, auch dann und wann mit fröhlichem Humor, half er einem zurecht, wenn man sich verhaspelt hatte, wie das Strickgarn der Tante, das wir zur Geduldsprobe zeitweilig zwischen den beiden Händen halten mußten, bis langsam alle Knöpfe gelöst waren, — oder wie eine Fliege, die den Weg aus dem Glase nicht mehr findet. Denn das kommt etlichemale bei den Buben und sogar auch bei den Mägdlein vor. Einen fleißigern Mann wie ihn gab's nicht. Des Morgens regelmäßig um fünf Uhr auf und nüchtern gearbeitet bis sieben Uhr, wo er beim Frühstück eine Tasse schwarzen Kaffee mit uns trank, mit welcher er, bis mittags ein Uhr ununterbrochen arbeitend, ausreichte. Nach dem Mittagessen das kurze, aber süße Schläfchen, das nicht länger als zehn Minuten dauern durfte, und dann wieder die Arbeit bis spät die Sonne sank. Darnach ein regelmäßiger Spaziergang mit Mutter in der Abenddämmerung, und dann vor dem Abendessen beim Lampenschein Kohlenzeichnen oder Radieren — kurz, ich habe den Vater niemals

im Leben müßig gesehen. Aber deswegen war's doch nicht so, wie bei manchen Vätern, deren Kindern das Herz klopft, wenn sie einmal in Vaters Zimmer kommen und Angst haben, zu stören, und die Rede hören müssen: „Was ist denn schon wieder?" sondern frisch und fröhlich ging's mit dem Schulranzen oder mit der Flinte und Säbel hinein, und dem Vater die kleinen Leiden und Freuden erzählt, während er ruhig, seine Palette haltend, weiter malte. Des Abends aber erzählte er aus seinem Leben, seinen Reisen in Italien, Frankreich und England; der ganze Schatz seines Herzens lag offen; war's aber ganz besonders schön, dann griff er nach der Guitarre, die er meisterhaft spielte, und sang mit seiner hohen, klangreichen Tenorstimme deutsche und italienische Lieder. Man wußte nicht warum, aber in Vaters Stube war's halt gar zu schön und traulich. Es war, als ob die Ruhe seines heiteren Gemüts sich über den ganzen Raum hergelagert hätte. Und doch — wie oft hat es der Vater gesagt — ‚lieben Kinder! dankt's eurer Mutter, wenn aus euch was geworden ist!‘

Die Mutter, von deren Vater des mehreren in der „Familienchronik" und in „Vergangenen Tagen" steht, war durch den Ernst der Zeiten in der Jugend schon zu einem Charakter gereift. In Paris geboren, war sie später mit ihren Eltern nach Bremen gezogen, hatte dort die Freiheitskriege durchlebt, und war zuletzt in Straßburg im Elsaß zur Jungfrau herangereift. Eine stattliche Erscheinung mit schönen, braunen Augen und zartestem, rosigem Teint, dabei

voll Verstand und fein gebildet, so reichte sie dem Vater die Hand in der Pfarrkirche zu St. Aurelien in Straßburg. Es bezeichnet ganz den Vater, wenn er des Morgens an seinem Hochzeitstage hinausgeht auf die Wälle der Stadt und von dort das Pfarrhaus und die Kirche, das alte Weißturmthor noch schnell zu Papier in sein Skizzenbuch malt und die Mutter darunter schreibt: „Am Hochzeittage.“ Sie trat die beiden Kinder der ersten Frau an, und als erstes Wort in ihrem Wörterbuche stand das Wort „Pflichttreue.“ Nie hat sie das Vergnügen der Pflicht vorgesetzt, wenn's ihr auch noch so sauer ward. Dem Vater nahm sie alles Schwere weg, damit er seiner Kunst leben könnte, und trug die Last des Hauses allein, während sie dem Vater den Schmuck und den goldenen Schein in dasselbe zu legen überließ. So hielt sie über uns alle das festeste Regiment, nur auf zwei Dinge unerbittlich haltend: auf unbedingten Gehorsam und unbedingte Wahrheit. Widersprechen, Opponieren gab's nicht bei ihr, und nichts haßte sie mehr als Lügen. Mit einem hohen, idealen Sinn verband sie ein scharfes, sittliches Urteil — wehe dem, der sich in ihrer Gegenwart ein rohes oder gar gemeines Wort erlaubte! Ihre feurige, fast französische Natur hatte etwas Republikanisches; sie kannte nur e i n e Autorität, das Gesetz, unter welches sie sich selbst beugte. Aber es lag auch das Schnelle, leicht Erregbare des französischen Charakters in ihr. Darum that sie leicht auch des Guten zu viel, und mancher Puff und Ohrfeige, deren es viele gab, kam auch einmal an den

Unschuldigen. Aber sobald sie's erkannt hatte, war sie die erste, Abbitte zu thun, auch vor dem Kinde, wenn ihre Heftigkeit sie hingerissen. Alles glich doch in letzter Instanz ihre unwandelbare Treue aus — wir wußten doch alle: „Ein treueres Herz giebt's nicht.“ Was sie für Recht einmal vor ihrem Gewissen erkannt, das focht sie durch mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit, und Furcht vor Menschen kannte sie nicht. Sie sagte offen ins Gesicht, was sie dachte. Aber nie hat sie hinter dem Rücken eines Menschen geredet, und es auch nie gelitten, daß es vor ihr geschah.

So hat sie in uns den Sinn für Autorität, aber auch den Widerstand gegen jede Willkür, den Haß gegen alles Gemeine und Unedle, die Selbständigkeit des Wollens, mit einem Wort den Charakter und Willen in uns gepflegt und gestählt. —

Was beide Eltern aber uns wurden, als ihnen das Licht des Evangeliums heller aufging, und welch stiller, innerer Friede nach schweren Kämpfen ihren Lebensabend vergoldete, welche überströmende Liebe und Milde aus dem verwitweten Mutterherzen floß, — der selige Heimgang beider — das gehört in eine andere Zeit und an einen andern Ort. Nur so viel: soll ich den süßesten Teil meiner Jugenderinnerungen nennen, so wie er jetzt verklärt und abgeklärt vor meinem innern Auge steht, die beste Habe und Gabe fürs Leben, — so schließen ihn die beiden Worte ein, die alles sagen: Vater und Mutter!

Viertes Kapitel.

Buntes Leben und Treiben im Hause. Gute Freunde und Nachbarn und dergleichen. Haus- und Tischregeln. Die normannische Bonne. Die Großmutter in der „wunderschönen Stadt."

„Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes Leben hindurch für die kalte Welt haushalten" — sagt ein Dichter. Und hat er nicht recht? Gewiß 's ist gut, wenn der Lebensmorgen nicht weichlich linde, sondern frisch wie ein Frühlingsmorgen ist; aber deswegen braucht in ihm doch der kalte Reif nicht herabzufallen, der der Blume schon im Aufblühen einen Knickfang fürs Leben giebt. Liebe und Licht haben auch uns gegrüßt am Anfang des Lebens. So klein die Stadt damals war, so barg sie doch eine Anzahl trefflicher und bedeutender Männer, die weit über sie hinaus wirkten. Dichter, Maler, Architekten und Gelehrte, Musiker fanden sich zusammen. Jung-Stilling und Hebel, der allemannische, unvergleichliche Dichter und Erzähler, Weinbrenner, der in seiner Art geniale Architekt, waren kurz erst gestorben, aber andere an ihre Stelle getreten. Noch erinnere ich mich wohl des Kränzchens „der alten Garde," zu der die alten „Römer" gehörten, d. h. die in Italien ihre Jünglingsjahre verlebt, wie Hübsch, Kachel, Eisenlohr u. a., die mit ihren Frauen regelmäßig

zusammen kamen, reihum im Hause. Die großen Portefeuilles wurden geholt, das Neueste in Kupferstich und Malerei gezeigt, hier eine Skizze eines Bildes, dort eines Baues oder Medaillons, kurz jeder gab das Beste. Nach dem Essen wurden Schreibspiele gemacht, Frage und Antwort aufgeworfen und gegeben — noch habe ich etliche der besten aus jener Zeit aufbewahrt, voll Geist und Leben. Dann geschah es wohl, daß einer der Freunde beim Punsch improvisierte. Wir Kinder wurden zwar, nachdem wir unsere Duetten gesungen, wieder abkommandiert ins Bett, lauschten aber doch verstohlen an der halboffenen Thür. Wir bewunderten nur den genialen Mann mit dem schönen, interessanten Kopf und dem langen, wallenden Haare, wie der Verse machen konnte ohne sich weiter zu besinnen, und schnappten nur da und dort ein Wort auf, von denen mir eines geblieben ist, als er das „Frauenlob" sang:

Die beste der Frauen
Soll jeder in seiner eigenen schauen.

Das machte auf mich unverstanden einen tiefen Eindruck, und kann heuer nur nach vierzig Jahren sagen: der Mann hat vollkommen recht gehabt.

Daß wir aber früh schon vor andern musizieren und singen mußten, das kam nicht daher, daß die Eltern mit uns paradieren wollten, sondern um uns unbefangen inmitten der Menschen zu erhalten und die Ziererei uns abzugewöhnen. Sodann aber wollten sie uns den Sinn einpflanzen, daß jedem Recht eine Pflicht entspreche, d. h. also nur unter

der Bedingung das Vergnügen, daß man selbst etwas dabei leiste und beitrage. Nichts war der Mutter verhaßter als Sentimentalität, Egoismus und dergleichen. Wenn sich da einer in Gesellschaft so hinsetzte als der „große Unverstandene“ und an sich die Leute vorüberziehen ließ, als sei er eigentlich viel zu gut für sie, oder sich niederließ mit dem Anspruche: „Bitte, unterhalten Sie mich nun gefälligst,“ ohne auch nur selbst einen Finger dazu zu regen, oder sich so an den Thürpfosten aufhielt, gelangweilt und langweilend, — da war sie schonungslos darüber her. „Wenn man euch auffordert, zu spielen oder zu singen,“ sagte sie, „nur flugs dran und keine Floskeln: Ach, ich geniere mich u. s. w. Je länger ihr euch ziert, desto mehr erwarten die Leute, und ’s ist doch nichts, was ihr könnt. Also frisch euer Lied gesungen und dann aufgestanden.“ (Denn es giebt auch „Klebepflaster“ am Klavier, die immer fortmachen, ohne daß man sie bittet.) Wir sollten’s früh lernen, daß ein Mensch dem andern Freude machen soll. — Dazu halfen uns namentlich auch die Aufführungen an Vaters Namenstag (dem Karlstage) und andern festlichen Gelegenheiten. Die Größeren ersannen das Stück, sei’s nun eine Charade oder irgend etwas, und die andern spielten mit. Da wurde Wochen vorher im Atelier geschneidert und gepappt, Ritterrüstungen fabriziert, alles auf den festlichen Tag hin. Was wurde da nicht von Sinn und Unsinn zusammen gebraut! Nichts macht aber so los von der Befangenheit, als eine Rolle spielen. Daß wir nicht über=

mütig wurden und vom Lobe nur sehr homöopathische Tropfen bekamen, dafür sorgte die Mutter treulich.

Ebenso hörten wir in der Jugend viel und gute Musik. Die Eltern hatten damals den ersten und einzigen Streicher=schen Flügel aus Wien, und so kamen Künstler von Rang zu den Eltern, und noch erinnere ich mich des Abends, wo Spohr und Strauß mit einander spielten. Quartette und Trio's, auch das Septuor von Beethoven, altitalienische Sachen für Chor wurden aufgeführt, und nach der Musik hieß es: „Kinder, ins Bett.“ Kurz, wir fühlten den Odem einer geistigen Welt. Es bezeichnet die Mutter ganz, wenn sie mich als vierjähriges Kind, als erstes Gedicht Schillers „Hoffnung“ auswendig lehrte und ich die unver=standenen Worte aufs ernsthafteste recitierte. Waren doch damals Jean Paul und Schiller ihre Lieblingsdichter, und konnte Vater die großen Balladen Schillers fast alle aus=wendig! Ach, welcher Schauer durchging uns, wenn er den Taucher deklamierte! Und welches Lachen, wenn er den Kaiser und den Abt von Bürger unter einem großen weißen Tuche vortrug, aus welchem ein anderer mit den Händen hervorgestikulierte!

Wie sich doch die Erinnerung anheftet an allerhand Nägel! So steht, wenn ich einen farbigen Lampion in einem Garten sehe, mir immer noch der Jubiläumstag, da der Vater sein 25jähriges Jubiläum als Professor feierte, vor Augen. Unten im Garten standen seine Schüler aus alter und neuerer Zeit, jeder einen Stock mit farbiger Lampe

tragend, ein vierstimmiger Männergesang tönte herauf — auf rotem Seidenpapier war das Lied gedruckt, davon mir nur das Wort geblieben, das drin vorkam (nach der Melodie: Heil dir im Siegerkranz):

Er wandle froh die Bahn,
Künstler, Freund, Biedermann.
Er lebe lang und hoch!
Er lebe hoch!

Wir Kinder schauten im Nachthemdchen oben herunter — ich wußte nicht, um was es sich handelte. Ich sah nur die Thränen im Auge des Vaters und fühlte, daß es heute abend wieder einmal „herrlich" gewesen.

Auch eines großen Maskenballs entsinne ich mich. Alle Freunde und Verwandte des Hauses sah ich plötzlich in anderer Gestalt. Die Tante, die sonst braune Haare hatte und gewöhnlich eine große Haube trug, sah aus wie eine Fürstin, war mit einemmale schneeweiß von Haar und hatte eine Krone auf, und der Herr Baurat sah aus wie ein spanischer Ritter — und die Mutter kannte ich vollends gar nicht mehr, denn sie hatte eine Maske auf. Aber als wir zu Bette lagen, da kam sie wie immer, that die Maske ab und küßte uns und ließ uns unser Gebetlein sagen. Das versäumte sie nie, mochte sie hingehen wohin es war. Ich war so froh, daß das doch unsere Mutter wieder war unter der häßlichen schwarzen Maske — und lange mußte ich drüber nachdenken, warum denn die Menschen auf einmal so anders gekleidet gewesen wären an diesem Abend.

Von den „vier Tanten“, die damals in unser Haus kamen, steht in den „vergangenen Tagen“ des Mehreren zu lesen, und was dazumal Bruder Lindemann geleistet. Ich kann sie nicht alle nennen „die Völker“, die damals durch unser Haus gingen; ich weiß nur, daß wenn die Rouleaux im „schönen Zimmer“ aufgezogen wurden und das gelbe Plüsch-Kanapee zum Vorschein kam, das immer einen Gast bedeutete. Nur die Namen von Thorwaldsen, Rauch, Cornelius, Schwanthaler, Karl Rottmann sind mir noch geblieben.

Von Zeit zu Zeit kam auch Großherzog Leopold zum Vater, welcher an dem Fürsten mit außerordentlicher Liebe hing. Als derselbe noch Markgraf war, war er oft Wochen lang mit ihm in Baden und Ebersteinschloß. Vater erzählte mit besonderer Liebe von jener Zeit, als einer hochpoetischen und idyllischen. Kam der Großherzog, da spannten wir alle darauf, ihn zu sehen und ihm die Hand zu geben. Einmal nahm er Einen von uns lange auf den Arm, und lange war’s ein Friedenszankapfel, ob Bruder Max oder ich die Ehre hatte, auf dem Arm des gütigen Fürsten zu sitzen und ihn, auf seinen großen Stern auf der Brust weisend, zu fragen: „Was hast denn du für ein schönes Ding da?“

Trotz all der Unruhe des vielen Besuchs wußte doch die Mutter die Hausordnung mit fester Hand aufrecht zu erhalten. Ging’s noch so spät in die Nacht hinein — deswegen wurde des Morgens keine Viertelstunde länger geschlafen oder so „nachgeduselt“. Jedes mußte wieder an

seinem Posten sein. Das kalte Waschen des Morgens von Kopf bis zu Fuß war zwar nicht eines jeden Passion, aber es wurde keinem geschenkt. Zu Weihnachten hatte jeder ein großes Zinkgefäß bekommen, worin man stehen konnte, um sich zu begießen, und wurde auch jedem auf die Wanderschaft zur Universität später mitgegeben. Wir nannten das Ding „Suwaroff", von jenem russischen Generalissimus, der sich angesichts aller seiner Reußen des Morgens mit eiskaltem Wasser übergoß. — So großen Widerwillen die Mutter vor allem ärztlichen Personal hatte, so fleißig dokterte sie doch selbst und führte allerhand „Verbesserungen" ein. Unter anderem gab's statt des „gefährlichen" Mokkakaffees des Morgens „Fruchtkaffee", ein ziemlich elendes Getränk, und nur an Sonn- und Festtagen „wirklichen" Kaffee. Auch wurde versucht, einen Winter hindurch einer dicken Mehlsuppe des Morgens Eingang zu verschaffen. Da wir uns aber beklagten, daß wir in der Schule „ganz dumm von der Suppe seien," so wurde sie wieder abgeschafft. — Die Mutter hielt den Magen für den empfindlichsten Teil des menschlichen Körpers und hielt die Strafen, die in die Magenwände eingeschrieben seien, für die unvergeßlichsten. Wenn darum einer etwas pecciert hatte, so wurde ihm das Fleisch zu Mittag oder das „Dessert" entzogen. Aber das Entziehen war nicht das Schlimmste, sondern daß man zusehen mußte, wie die andern so vergnüglich speisten. Bei größerer Bosheit gab's auch manchmal gar nichts. Sonst aber mußte alles gegessen werden, was auf den Tisch kam, und

wehe dem, der ein Gesicht zog oder Miene machte, nichts von einer Speise essen zu wollen. Es giebt ja so allerhand im Küchenzettel, was von einem Kindermagen nur mit „Hindernissen“ verzehrt wird. Wir sollten uns aber gewöhnen, nichts „schlecht“ zu heißen, was der liebe Gott habe wachsen lassen und froh sein, daß wir überhaupt etwas zu essen hätten, da wir doch noch gar nichts verdienten. Das haben wir dabei freilich gelernt, uns mit allem zu begnügen; denn 's ist nichts greulicher als ein wählerisches Kind, und später muß man doch im Leben so manchen andern harten Brocken und sauren Apfel hinunterschlucken, daß es schon gut ist, wenn man in der Jugend etliche Vorstudien dazu gemacht hat. Übrigens kam die Mutter doch später von diesen Prinzipien zurück, und der Jüngste, der Nesthocker, mußte es oftmals hören: „Ja, du hast's gut! das haben wir alle nicht gedurft!“ Aber bei den Jüngsten wird man nachgerade schwach, oder man merkt, daß ein Kind eine Blume ist. Jede will anders gepflegt sein, die eine braucht fetten Boden, die andere magern, die eine braucht viel Licht, die andere kann's gar nicht vertragen, die eine braucht viel Wasser und die andere wenig, einige blühen schnell, die andern langsam — da gilt's eben Unterschied machen und nur so wird man gerecht, wenn man jeden nach seiner Natur behandelt.

Ein anderes Kapitel war die Kleidung. Wir trugen gewöhnlich kleine Wämschen mit drei Reihen Goldknöpfen und im Sommer weiße Hosen aus „englisch Leder“ und

Schuhe, die ein schlimmer Schuster, der uns die Füße gründlich verdarb, fabrizierte. Trotz unseres Heulens wollte aber die Mutter den Mann nicht verlassen, da er viele Kinder hatte. Das Schlimmste aber war der Hemdkragen, der steif gestärkt war und breit sich über die Jacke legte — der „kratzte" nach allen Windrichtungen hin! Dann kam die andere Prodezur, das waren die Locken. Da wir alle mit einem üppigen Haarwuchs versehen waren, so wurde derselbe in Locken formiert und mußte abends vor Schlafengehen aufgewickelt werden in kleine lederne „Würstchen." Das ging, wenn sie fest gedreht wurden, ohne Schmerz nicht ab; aber wehe, wenn einer sie sich verstohlen des Nachts aufmachte! Es zausten uns die Jungens an den Locken, die so versuchlich für eine Bubenhand herabhingen, wie des Nachbars Apfelbaum, der mit seinen Äpfeln herüberhängt. Kurz, die Lockenperiode war just keine der angenehmsten. — Um uns beizeiten alle Hoffart zu benehmen, wurden die Kleider und Schuhe der Älteren auf die Jüngeren vererbt, ohne Notar und Zeugen, und keiner freute sich der Erbschaft. Denn so einen Stiefel bekommen, vorn an den Zehen oder an der Seite mit einem Riester versehen, oder einen Vorschuh, der über den halben Stiefel lief, war keine Herzensfreude. Oder wenn so eine Hose etwas kürzer gemacht, und unten das Verdorbene wegoperiert wurde, dafür aber auf das Knie ein schöner, neuer Fleck („Blezzen" genannt,) kam, welche Überwindung kostete es, damit auf die Straße zum erstenmal zu gehen!

Ein Winterstück wurde besonders gehaßt. Das war ein lichtbraun-gelber Mantel, aus unverwüstlichem Zeug fabriziert, der oben einen roten Plüschkragen hatte und dem etwa zehn sich vergrößernde Kragen folgten. Das „Kutschermäntele“ wanderte von einem zum andern, und als Novität wurde oben der Plüschkragen erneuert und unten ein Kragen abgeschnitten. Jeder fürchtete den Augenblick, wo der „Unverwüstliche“, den die Mutter so sehr lobte, an ihn kam. Aber er hat uns alle ausgehalten, wir mochten ihn traktieren, wie wir wollten, der „Kerl“ war stärker als wir alle. Ihn kümmerte kein Spott und keine Schmach, die die Buben auf ihn häuften, und auch der letzte von uns, der selige Otto, wanderte mit ihm in die Schule und streckte das verfrorene Näschen aus dem roten Plüschkragen fröhlich heraus.

Als wir 16, 14, 12, 8 und 6 Jahre alt waren, beschloßen die Eltern, um uns im Französischen zu üben, eine normannische Bonne anzunehmen. Zwar konnten wir's früher schon, da über dem Essen nur französisch gesprochen wurde, und jedes deutsche Wort einen halben Kreuzer kostete. Aus der Summa dieser „Strafkreuzer“ wurde dann, wenn die Büchse voll war, ein Kuchen gekauft. Wenn wir merkten, daß das Ding zu langsam ging, wurde trotz des Abzugs am Monatsgelde noch öfters deutsch gesprochen, damit der ersehnte Kuchen käme. So erschien denn die Bonne, um uns völlig in die Geheimnisse der französischen Sprache einzuweihen und zugleich der Mutter an die Hand

zu gehen, uns wilde Buben zähmen zu helfen. Sie war aus Cherbourg, dem nördlichen Kriegshafen, und schrieb sich Viktoire Langoulant. Was den ersten tiefen Eindruck machte, das war, daß sie eine große Haube mit goffrierten Spitzen trug. Außerordentlich lebhaften Temperaments, eine echte Französin mit tiefschwarzem Haar und Augen, sprach sie ein tadelloses Französisch; schnell in ihren Bewegungen, leistete sie in zähster Ausdauer was nur möglich war, und wurde dadurch der Mutter eine unentbehrliche Stütze. Aber sie hatte ihre starken Sympathien und Antipathien. Bruder Lindemann hielt sich bereits ihrem Regimente entwachsen, und Bruder Karl machte auch Miene sich loszumachen, fand es aber denn doch geratener, mit ihr Freundschaft zu schließen, und dabei besser zu fahren. Bruder Max war ihr Liebling. Dagegen hatte Schwester Bianka und ich den härtesten Stand und mein „ésprit de contradiction“ zu deutsch „Widerspruchsgeist“ wurde auf die härteste Probe gestellt. Auch bei ihr gab es Prügel und Ohrfeigen. Sie hatte ihre absonderlich schlimmen Tage; das waren die, wo sie das größte Exemplar von goffrierter Haube aufsetzte. Dann ging man ihr möglichst aus dem Wege. War aber eines krank, gab's keine sorgsamere Pflegerin; kein Schlaf kam in ihre Augen, und den Jüngsten, den sie noch in der Wiege antraf, verzärtelte sie mit mütterlichster Liebe. Zwei von uns hatten das Scharlachfieber, und wir wurden, damit wir die Sache auf einmal abmachten, alle zu einander ins Zimmer gesteckt.

Aber wir kriegten's eben doch nicht alle und wurden abgesperrt. Da wurde durchs Schlüsselloch korrespondiert mit Zetteln, und Viktoire vermittelte liebevoll den Verkehr. Für ihre Ohrfeigen suchten wir uns aber zu rächen. Im Winter war sie nämlich äußerst empfindlich gegen die Kälte, und legte sich regelmäßig einen mit heißem Wasser oder Sand gefüllten Krug ins Bett. Der galt als Angriffspunkt. War sie „böse" gewesen, so wurde ihr der Pfropfen des Kruges sachte aufgedreht, so daß er nur lose saß. Sprang sie ins Bett, wie sie immer that, so ging bei der leisesten Berührung die Geschichte auf und das heiße Wasser oder der Sand lief ins Bett. Wir thaten, als schliefen wir, bloß um den entscheidenden Moment noch abzuwarten. Dann aber untersuchte sie, legte ihr Ohr fest aufs Gesicht eines jeden, um zu hören, ob er wirklich schliefe. Das war allemal gefährlich, wie in der Fabel, da der Bär sich über den sich totstellenden Freund legte. Platzte einer heraus, so war's um ihn geschehen. — Wenn Gesellschaft war, hielten wir uns gern noch in der Küche auf, um irgend eine warme Kartoffel zu erwischen und mit ihr ins Bett zu gehen. Wehe aber, wenn sie uns dabei ertappte! dann rief sie den Mägden in ihrem gebrochenen Deutsch zu: „Was schaff' die Kinn' in die Küch?" „Die Kinn' krieg ihr Sach in die Stubb' — die Kinn' muß in die Bett! Allons! vite, vite!" — Die Mägde lachten und brachten uns noch Kartoffeln ins Bett, das war eine Freude! — Fünf Jahre blieb die Normännerin bei uns, und wir haben

ihr unser bißchen Französisch und auch allerdings strenge Zucht zu danken. Als sie in ihre Heimat zurückgekehrt war, wurde sie Superiorin der barmherzigen Schwestern an dem großen Seespitale. Dort in der Stille mußten ihr manche „Unthaten“, die sie an uns verübt hatte, eingefallen sein, denn sie schickte die schönsten Sachen, prächtig aufgetakelte Schiffe, Kommoden mit Muscheln, kurz was ihre Liebe nur ersinnen konnte. Sie pflegte einmal in ihrem Spital einen schwerkranken Schiffskapitän, der sie zum Danke heiratete. Im Jahre 70, als der Krieg ausgebrochen, schrieb sie uns: „wenn wir je nach Frankreich kämen, dann möchten wir doch daran gedenken, daß sie uns erzogen, und mit ihren Landsleuten säuberlich fahren“, was auch der Verfasser im Kriege redlich gethan hat. Die Viktoire bleibt als ein Hauptaktenstück in unserer Erinnerung eingeschlossen, mitsamt dem Heer der Köchinnen und Jungfern; wir begriffen erst später die Mutter, als sie einmal sagte: „Sie freue sich schon deswegen herzlich auf den Himmel, weil es keine Mägde mehr dort gäbe.“ —

Nun noch zu einem andern Stück Jugendland, das mit zum Besten gehört — zur wunderschönen Stadt Straßburg, der Großmutter und den Verwandten drin. Die heurigen „moralischen Elsaßeroberer“, die jetzt drin sitzen, wollen zwar nichts von der „wunderschönen Stadt“ wissen und können mit aller Mühe das Wunderschöne nicht drin heraus-

finden. Das kommt aber daher, daß sie keine Großmutter und keine Jugenderinnerung drin haben.

Wer, wie wir, aus der gradlinigen Fächerresidenz kam, und noch dazu etwas Poesie im Leibe hatte, für den war das alte Straßburg mit seinem Münster, seinen engen Gassen und Gäßlein, den hohen Giebeln und Türmen und Erkern, von denen freilich jetzt viele verschwunden, der Inbegriff alles Schönen. Was ließ sich da für unsre Bubenphantasie „hineingeheimnissen.“ Dazu war das Volk damals noch ein kernfestes, biederes, fast ganz deutsches, die richtigen „Steckelburger“ der freien Reichsstadt, und wenig berührt vom welschen Wesen. — Dort wohnte die Großmutter, nahe bei der „Treljerkirch“ (Aurelienkirche), wo der Großvater einst in hohem Ansehen und vieler Liebe bei den „Gartnern“ gestanden. Erzählte mir doch vierzig Jahre nach seinem Tode noch ein alter Förster im Breitschloß, wie er als Kind mit seinen Eltern alle Sonntage zwei Stunden weit gegangen sei, um den Pfarrer „Chambs“ predigen zu hören. — Der Großvater war längst gestorben, als ich geboren wurde, doch besitze ich von ihm ein Patengeschenk, ein silbernes Besteck, das er meiner Mutter als Mädchen gab für ihr erstes Kind, wenn sie sich einmal verheirate.

Die Großmutter war in ihrer Jugend von ausnehmender Schönheit. Noch haben wir zwei Bilder von ihr von berühmten Malern aus der Revolutionszeit in Paris gemalt. Wie sie dort dem Großvater beigestanden, ihn einmal von

Danton, der ihn bereits schon unter die Opfer der Guillotine in die berüchtigte Conciergerie geworfen, mit den Worten herausforderte: „Citoyen Danton, je te dis, ce n'est pas sa place“ — „Bürger Danton, ich sage dir, 's ist nicht sein Platz hier“ — das steht auch wieder in der „Familienchronik.“ Ich mochte etwa vier Jahre alt sein, als ich zum erstenmale mit der Mutter nach Straßburg kam, zum Besuch der Großmutter. Der Leibkutscher Hofmann kam mit dem breiten Reisewagen des Morgens früh. Es wurde Abschied genommen, als ob's eine Reise um die Welt gelte, alle Verwandten waren da und wurden der Reihe nach geküßt. Über Rastatt und Stollhofen nach Kehl ging's und dann über die Schiffsbrücke, und drüben stand die erste Rothose, der französische Soldat, Posten. Dann kam der Paßkapitän und prüfte den großen Paß der Mutter, dann wurden die Koffer von den Douaniers sorgsam visitiert. Die Mutter hatte eine besondere Abneigung gegen die Zölle und war sehr fürs Schmuggeln kleiner Sachen, darum pochte ihr immer etwas das Herz bei der Douane. Ich hatte gehört, daß einmal eine Dame arretiert worden war, die mehrere hundert Ellen Seide sich um den Leib gewickelt hatte. In einer Separatstube wurde die arme Frau aufgewickelt. So stand ich denn jedesmal Angst aus, wenn's nach Straßburg ging, es möchte am Ende auch einmal die Mutter aufgewickelt werden. Dieser Kindesangst habe ich es zu danken, daß ich nichts schmuggle. Aber 's ist vornehmlich eine Liebhaberei der Frauen. Auch

die Tante in Straßburg ließ uns nie heim, ohne irgend einen schmuggelhaften Gegenstand mitzugeben, und wenigstens die günstige Gelegenheit zu benützen, einem, wie wir's nannten, einen „Buckel" aufzuhängen, der bald in kleinen Dingen, wie Socken, die sie für uns gestrickt, oder auch in Matratzen und Bettpfulben bestand. — Endlich rollten wir durch die Thore Straßburgs. Die finsteren Gewölbe, die rasselnden Zugbrücken, die bärtigen Soldatengesichter, wie unvergeßlich ist's einem! In der Austerlitzergasse Nr. 16 wurde Halt gemacht, da wohnte Onkel und Tante, die Schwester der Mutter, mit ihren sieben Buben und zwei Mädchen. Die stürzten alle herunter in die enge Gasse, aus dem alten Kaufmannshause, in welchem ein Spezereiladen war, ein ganz natürlicher, kein nachgemachter, mit welchem wir spielten. Nach kurzem Gruß ging's dann zur Großmutter in der Elisabethgasse. Ach, ich könnte das Haus noch zeichnen, wie's aussah, bin auch später in alten Jahren hineingelaufen, aber 's war nicht mehr so. Unten wohnte damals ein Küfer, der seine Faßdauben im Hof in großen Türmen aufgestellt hatte, alles roch nach frischem Eichen- und Tannenholz; oben wohnte die Großmutter. Um den innern Hof lief ein breiter, gedeckter Holzaltan, auf welchem Blumentöpfe mit Nelken und der Hauswurzel standen, dem probaten Mittel gegen Hühneraugen. Dann führte ein Gänglein, mit roten Backsteinen gepflastert, hinein in die heimeligen, niedrigen Stuben der Großmutter. Wie traulich war's da drin! Das große Himmelsbett,

darin Mutter und ich schlafen sollten, schneeweiß gedeckt, alles so blink und blank; die schwarzen Silhouettenbilder der ehrbaren Vorfahren an der Wand, der Spiegel, hinter dem die Rute, mit rotem Seidenband versehen, schon vorsorglich und bedrohlich winkte. Der Abend lag schwer über der Stadt, da fing im Münster an die tiefe Glocke zu läuten. Wie sie hinschallte, weithin rufend die Leute, die sich vor den Thoren herumtrieben, hereinzukommen, ehe sie geschlossen würden! Der tiefe, wunderbare Glockenton, ich habe ihn immer summen hören. Wie viel solcher Glockentöne klingen aber hinein ins Kindesleben! Aber einer haftet tiefer als der andere. — Die Großmutter war noch trotz ihres Alters und schweren, bewegten Lebens ungemein lebendig. Die milden, blauen Augen, der rosige, liebliche Mund und die schöne, weiße Hautfarbe machten sie so lieb und anziehend. An der Hand der Magd mit dem weißen Straßburger Häubchen, dem Mieder mit den goldstrotzenden Schmelzblumen, den weißen bauschigen Hemdärmeln, den grünen Unterröcken mit den roten Streifen dran, und den langen Zöpfen, die in seidenen Bändern ausliefen, ging ich morgens zu dem Bäcker, die frischen Sousbrote zu holen. Der Laden war immer voll, die Neuigkeiten wurden ausgekramt, wie des Abends am Brunnen, wo das Mädchen in dem schönen, bronzierten Kruge mit dem Zinndeckel oben Wasser holte. Das war eine neue Welt für mich, dies gemütliche, harmlose Leben der freien Reichsstädter. — Dann kam die „Herde" Vettern,

mich abzuholen zur Austerlitzergasse. Sie trugen alle gestreifte Blousen, was mir besonderen Eindruck machte. So wild die Buben waren, so mild war das eine Mädchen, an das ich mich mit innigster Liebe anschloß: die kleine Elise. Ein ätherisches Kind mit sanften, schwärmerischen Augen, aber die Frühreife und den Todeskeim schon in sich tragend. Wir verstanden uns gar zu gut, und es war der erste Schmerz in meinem jungen Leben, als das holde Kind starb. Lange konnte ich mich nicht trösten. — In dem Onkelshause war's aber wie für einen Buben gemacht. Da standen in dem dunklen Magazin die Syrupfässer und die großen Ballen von Mandeln. Die Vettern wußten (mehr als gut war) Bescheid, wie man das Syrupfaß anbohren und den Mandelsäcken so ein unversehenes Loch beibringen und sich dann aus dem unerschöpflichen Schatze „nachquellen" lassen konnte. Am Werktage saßen die Kontorherren in dem engen Gewölbe an großen Büchern, draußen standen die „Ladenschwengel" und verkauften, und wir trieben uns zwischen ihren Füßen durch. Aber am Sonntag war alles totenstille, oben im großen Salon feierliches Mittagessen, und zum Dessert kamen Datteln und Feigen und Rosinen und die bereits gekannten Mandeln. Das haftete tief, denn so was gab's zu Hause nicht. — Oben im Hause wohnte noch eine alte Großtante, die Tante-Grethel. Hoch in den 80ern, war sie schon kindisch geworden und führte ein Pflanzenleben, treulich gepflegt von der Tante unten, die sie als Erbstück überkommen hatte. In einer schweren Krank-

heit, von der man nicht glaubte, daß sie davon sich erholen würde, roch sie plötzlich von unten herauf den Fettdampf ihres Leibgerichts, eines Schweinebraten. Schnell zog sie sich an, kam die Treppe heruntergewackelt und sagte: „Ihr hen e Schwinebrätl, warum sagen 'r 's denn nit?" Und sie aß und — genaß und lebte noch etliche Jahre. — Vor den Thoren der Stadt wohnte die Jugendfreundin der Mutter. Auf der Insel Wacken, die große Lohgerberei Herrenschmidt, mit den vielen großen Lohhäufen und den vielen Buben im Hause — das war ein drittes Eldorado in Straßburg. Tante und Onkel nannten wir die beiden Alten, und ich war auch um einen Traum ärmer, als ich erfuhr, daß sie keine eigentlichen Onkel und Tante waren. Aber lieb hatte ich die beiden und fühlte mich wie ein Kind im Hause. Die früheste Erinnerung daran geht in die Julitage 1833. Da wurde auf dem Straßburger „Polygon" Feuerwerk zu Ehren der Juli-Revolution abgebrannt — Raketen stiegen, die mir wie glühende Kugeln vorkamen. Wir waren oben hinauf auf die Lohkäsdarren gestiegen. Papa Herrenschmidt hielt mich im Arm und zeigte mir die Kugeln und die Illumination. Das ist die tiefste, erste Jugenderinnerung gewesen außer der tiefen Glocke im Münster. — Dort auf den Lohhäufen wurde gekämpft im Spiel, Deutsche und Franzosen vorstellend. Am Sonntag Nachmittag war's auf dem Wacken „voll von Buben." Es wurde Kahn gefahren, die älteren Jungen bliesen das Waldhorn ganz hübsch, so war's denn idyllisch

unter den herabhängenden Zweigen durchzufahren. Das alte Haus brannte einst ab, ein neues erstand, größer und schöner als das erste. Aber eine noch größere Wandlung sollte ich sehen. Vierzig Jahre darnach — und ich lag als preußischer Divisionspfarrer vor Straßburg mit meiner Division; das Feuerwerk am Himmel in dunkler Nacht wiederholte sich, die glühenden Kugeln galten der Stadt selbst, deren Brand die furchtbare Illumination war. Ich sah das Münster wie früher im Feuerschein; der Jugendtraum, der Kampf der Deutschen mit den Franzosen, war zur Wahrheit geworden. Ich kam zum Wacken, quer über den Garten, in welchem wir gespielt, lag die württembergische Batterie. Ich sah die Kirche, in der ich konfirmiert war, in Flammen aufgehen; der greise Pfarrer, der mich eingesegnet hatte, kam mit der Geistlichkeit unter dem Portal der Thomaskirche dem General von Werder entgegen — und ich, halb straßburgisch Kind, hielt die erste Predigt nach der Übergabe! —

Fünftes Kapitel.

Der erste Schulgang. Allerhand Freundschaften. Festtage.

Ach wie herrlich, ach wie schön
Ist es in die Schule gehn!
Denn da lernt man lesen, schreiben
Und sich auch die Zeit vertreiben!

so singt's im Liede, von welchem namentlich der letzte Vers der schönste ist: „Und sich auch die Zeit vertreiben.“ Wenn's so ums fünfte Jahr herumging, wurde man langsam auf die große Stunde vorbereitet, die schlagen sollte, wenn's „in die Schule geht.“ Die Eltern stellten uns das als das höchste Glück vor Augen, aber das kleine Herz pochte oder wie's hieß „pockelte“, wenn's daran dachte, daß man nun heraus müsse aus dem stillen, traulichen Heim, dem süßen Nichtsthun vom Morgen bis zum Abend, wo man zuletzt auch des Spielens müde geworden. Es ist eine Ahnung im Kinde, daß mit dem Augenblick des ersten Schulgangs der Anfang einer Periode beginnt, in welcher sich zwei Mächte von nun an in das Kind teilen: Haus und Schule. Ein Teil der elterlichen Herrschaft geht an die Schule über — zum erstenmal ragt der Ernst herein ins Leben, und das Büblein erfährt's: das Leben ist kein Spiel. Menschen, die man nie gesehen, machen sich mit einem zu schaffen und üben eine Gewalt, die man sonst nur den Eltern zu-

gestanden hat. Aber wird es so nicht das ganze Leben hindurch gehen? Die Schule, in die wir gebracht werden als Kinder, ist ja doch nur ein Abbild der großen Lebensschule, aus welcher man erst mit dem Tode entlassen wird. Ordre parieren kann man nicht frühe genug lernen. Bruder Karl, der die Sache schon erfahren, wußte von allerlei Schreckbildern aus der Schule zu sagen: von Däbslein mit dem viereckigen Lineal auf die Fingerspitzen oder auf die hohle Hand, oder von Hosenspannen mit dem spanischen Röhrlein — oder gar „über die Bank gelegt werden“ und vom Schuldiener regelrecht fünfundzwanzig auf den gepolsterten Teil des menschlichen Körpers gezählt bekommen! Zum Trost begleitete uns die Mutter, den Taufschein in der Hand und den Kronenthaler für die Bibliothek in der Tasche, dem damaligen Direktor, dem ehrwürdigen Kirchenrat Zandt, uns vorstellend. Mir schlug das Herz wie bei einem Gerichtstermin. Dann ging's hinunter in die Klasse, in die „Duodecima“ oder „infima“ — wo der Duodezschüler beim Rate König erschien, der im blauen Frack mit Goldknöpfen und weißer Halsbinde auf dem Katheder saß und die Mutter ehrerbietig begrüßte. Schon viele Buben saßen da auf den kleinen Bänken, jeder mit Schiefertafel und Abc-Buch mit dem Gockler vornen drauf. Die Mutter sprach noch etwas insgeheim mit dem Rate, küßte mich und ging fort. Ich hätte laut aufschreien mögen, wenn ich nicht die vielen Buben angeschaut hätte, die diesen Schmerz schon überwunden hatten und sich gegenseitig anstaunten, sich hier

zu finden. Die Mutter aber hatte dem Rat ein paar funkelnagelneue Kreuzer gegeben, die mir nach der Schule einzeln verabreicht werden sollten, als Lohn für das Aushalten. Der ehrwürdige Mann, Gott hab ihn selig, ich segne ihn heute noch. Sein schneeweißes Haar und seine Liebe zu dem Häuflein der Kleinen hielt die beste Schulzucht. Der Verfasser ist schon lange der verkehrten Ansicht, daß in die untersten Klassen die alten Lehrer und in die oberen die jungen gehören und man hat ihn darum auch nirgends zu einem Provinzialschulkollegium vorgeschlagen. Denn mit kleinen Kindern wissen junge Leute zumeist nichts anzufangen, sie sind ihnen zu klein, da fahren sie hinein in die Kinderwelt wie der Hans von Rodenstein in den Odenwald. Zum Teil verstehen sie auch keine Zucht zu halten und nehmen zum Prügel ihre Zuflucht. Das ist aber ein schlechter Schulscepter. Sodann wechseln die jungen Lehrer unten und streben weiter, fort von den Abc-Schützen und dem mensa, mensae — und alle halb Jahr kommt ein anderer auf die Versuchsstation. Das ist aber der größte Schaden. Zum Fundamentlegen nimmt man keine Lehrlinge, sondern bewährte Altgesellen, denn wenn's unten nicht taugt und fest ist, fällt oben die ganze herrliche Geschichte ein. Darum unten so stabil wie möglich. Die heilige Ruhe, der kindliche Sinn eines älteren, selbst greisen Mannes, wie thun sie dem Kinderherzen wohl! Gerade so wohl als wenn's, wie oben, beim Großvater ist. — Aber das gilt als eine verrückte Ansicht, denn es ist ja heute die Hauptsache, daß der Mensch

nicht früh genug zum Greis werden kann. Zu jedem Beruf gehört Lust und Liebe, wenn aber zu einem ganz besonders, dann ist's zum Lehrerberuf. Es ist zuweilen ein saures Stück Brot, was einem nur versüßt wird durch die Hoffnung, daß die gute Saat aufgeht.

Ich hatte das Glück, als Lehrer einen lieben Greis zu haben, der unter uns wie ein Vater wandelte. Wir lernten das Abc und Rechnen vortrefflich. Arbeit und Erholung gingen Hand in Hand; merkte er, daß unser Kopf abgelaufen war wie ein Fadenwickelein, dann erzählte er eine Geschichte. Am Schluß der Schulstunde gab's für die Braven einen neuen Kreuzer, mit dem wohlgemeinten Rate: „Kauf dir dann und wann einen Kreuzerweck dafür, gieb aber ja nicht alles auf einmal aus." Rief einer: „Herr Rat, mein Feder geht nit," dann antwortete er: „Mußt sie halt führen." Am Schluß des Schuljahrs kam das Examen. Da wurden wir alle im Sonntagsstaat hinaufgeführt in den großen Saal. Die Lehrer saßen ernsthaft im Kreise unter der großen Tribüne, an der Helm und Palmen als bedeutungsvolle Zeichen angebracht waren. Die Primaner, diese „herrlichen Jünglinge" schon mit dem Flaum um den Mund, schauten mitleidig auf uns „Frösche" herab (denn das Lyceum wurde der „Teich" genannt und die Lehrer höchst unehrerbietig „Teichphilister"), die Reden wurden gehalten vom Herrn Direktor und dann aufsteigend von den Kleinen bis zu den Großen, — die, o Staunen! „Selbstgemachtes" vortrugen,

während wir Kleinen hersagten, was „im ersten Lesebuch“ stand, z. B.:

Ein Knabe aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern ꝛc.

Die Kleinen hielten sich krampfhaft an der Stuhllehne fest, aber die Großen standen oben und redeten da frisch herunter. Dann kam die Hauptsache: die Prämien. Auf einem weißgedeckten Tisch lagen die Silbermünzen, immer größer werdend mit den Klassen. Der Direktor las die Preisträger. Atemlose Stille. Die armen Abschnapper, vor denen die Thüre gerade vor der Nase zuschlug, oder die mit einem „Laude dignus“ als einem blauen Auge, davon kamen! Die große Masse aber kriegte, in großen Waschkörben beigeschleppt, ein ungeheures Milchbrot, welches der barmherzige Schuldiener ohne Unterschied der Konfession und des Fleißes jedem austeilte in den Klassen, wo der Magen noch nicht mit der „Wissenschaft“ sich sättigt. Eine von all den möglichen „kriegbaren“ zwölf Prämien hat der Verfasser erobert, die kleinste Ausgabe, eine Jungfrau, die einen Knaben zum Sonnentempel führt. In den späteren Jahren wurde er nur mit Milchbroten bedacht, und zuletzt bekam er gar nichts mehr und war froh, wenn er nicht hinten abschnappte, d. h. nicht sitzen blieb. Wie glücklich waren andere, denen ihre Eltern im voraus eine ganze Schachtel hatten machen lassen zum Ausfüllen, und die alle Prämien errangen! Einmal wäre es mir fast gelungen, als Fünfter einen Preis zu kriegen, da fiel aber just ein

Hungerjahr über die Prämien, das Silber war schlecht geraten, und ich fiel durch. Da beschloß ich, von nun an mich mehr in der goldenen Mitte zu bewegen. Wie viel habe ich aber all' den Lehrern zu danken, und wie war's mir zu Mute, als ich an derselben Anstalt später neben den verehrten Herren Lehrern saß und selbst eine Rede von der Rostra herab hielt!

Neben unserem Rate König lehrte noch der Rat Koch, ein ebenso würdiger Mann, der Lehrer Sütterlin, ein gemütvoller Oberländer, der immer mit seinem großen Federrohr erschien und die „Examenschriften" schreiben ließ, und Foßler, der tapfere Rechenmeister! Ja, du liebe Zeit! Wenn nur das Kopfrechnen nicht gewesen wäre, das er aus dem ff verstand! Er wußte ja doch schon, wie viel's machte, und wir mußten's für ihn ausrechnen! Die meisten der Lehrer sind heimgegangen, die wenigen, die noch leben, grüße ich aus Herzensgrund, und bitte ihnen alle meine Dummheit und Bosheit herzlich ab!

In der Schule gab's nun allerhand Gesellen. Man schließt sich zu dieser Zeit so frisch und rückhaltslos an und frägt nicht viel, woher einer ist, noch ob sein Vater von Adel oder ein Schneider ist. Mich zog's unter anderem auch zu einem hinkenden Judenknaben, der „krumme Elias" genannt. Sein Vater war ein alter Trödler und ein strenger Jude. Der Elias aber hatte eine prächtige Sopranstimme, ich sang Alt und das verband uns. Ich ging auch einmal mit ihm nach Hause, da war alles Mög-

liche aufgestapelt, Teppiche, Vasen, Waffen, was mich höchlich interessierte. Am allerschönsten war's aber, als mich der Junge überredete, am Freitag Abend zu ihm zu kommen. Wie der greise Vater unter Gebeten die messingene Lampe ansteckte, und wie alles feierte! selbst der Lumpenkram hatte etwas Sabbathliches. Oder wenn Laubhüttenfest kam und wir draußen saßen unter der schnellgepflanzten Kürbislaube und Wein mit Wasser tranken! Auch in die Synagoge kam ich bei dieser Gelegenheit zum Mitsingen, und sah hinunter in den halbfinstern Raum und hörte mit einem gewissen Schauergefühl das dumpfe Gemurmel. Der krumme Elias wurde später Künstler, ich hielt ihm Vorträge aus der Kunstgeschichte. Er ist übers Weltmeer gegangen und hat vielerlei erfahren. Aber er ist indessen ein tüchtiger, braver Mensch und ein treuer Christ geworden, und welche Freude ihn nach vierzig Jahren so wieder zu sehen! als einen Freund nicht bloß, sondern als Bruder im Glauben. Welche Lebensgänge in auf- und absteigender Linie!

Die andern Freunde waren die „Nachbarsbuben," mit denen man sich traf und spielte. So viel wir auch „auf" hatten, so war noch Zeit genug zum Spielen, und das muß ein Kind auch haben. Im Spiel kommt der Charakter zu Tage und schleift seine Ecken ab. — Sonst aber hatten wir noch Freunde, deren Eltern mit den unsern befreundet oder bekannt waren, die wir auch mit nach Hause bringen durften. An Sonntag Nachmittagen kamen sie oder wir

zu ihnen. Es ging dabei ziemlich einfach her. Zu vier Uhr Butter, Brot und Äpfel, oder eine Schokolade, aber nichts von Kuchen oder gar Eis, wie heutzutage sich's die kleinen Herrschaften spendieren. Das fast „Unerreichbare" war, als einmal am Geburtstage eines Jungen „Merinkentorte" kam. Trotz des guten Appetits war doch das Essen Nebensache. Wir waren unsrer vier Brüderpaare, die zusammen hielten und im Alter uns entsprachen. Den Geist aber, der uns beseelte, kann ich nicht besser schildern, als wenn ich hier als Schluß eine Reisebeschreibung folgen lasse, die ich zu Nutz und Frommen reiselustiger deutscher Büblein in die Zeitschrift: „Deutsche Jugend" seiner Zeit geschrieben.

Sechstes Kapitel.

Per Pedes apostolorum.

Eine Bubenreise im alten Stil.

O Wandern, o Wandern,
Du freie Burschenlust!

Oder wandert nicht alles in der Welt? Nicht bloß der ehrsame Handwerksbursche mit dem schweren Felleisen auf dem Rücken, aus dem die beiden Stiefeln, der eine ost-, der andere westwärts das Land mit dem Absatz beschauen; auch das Bächlein wandert aus dem dunklen Wald hervor durch Thal und Wiese bis zum Fluß, und dann in guter Gesellschaft ins weite Meer. Und am Himmel wandern die Sternlein auf eigenen Füßen ohne Eilwagen und Eisenbahn, und wenn's um Petri Kettenfeier herumspringt, dann packt der Storch seinen Koffer und spricht zur Frau Störchin: „Was meinst du, Mutter, sollten wir nicht allgemach ans Auswandern denken hinüber nach dem schönen Afrika?“ Und hinter ihnen drein zieht das Schwalbenheer mit schnellem Fluge und schafft sich aus dem Staube, ehe der Winter kommt.

Sollte sich's nicht auch im kleinen Büblein regen, einmal dieser Gesellschaft es nachzuthun? Als der Verfasser noch in der Septima saß und am heißen Sommer-Nach-

mittag bei offenen Fenstern das Lied in der Singstunde studierte:

Über Reisen kein Vergnügen,
Wenn Gesundheit mit uns geht,
Hinter mir die Städte liegen,
Berg und Thal dann vor mir steht!

da ergriff es ihn mit wunderbarer Sehnsucht, und wenn er nicht so weit links ab von den Fleißigen gesessen hätte, die nah am Fenster postiert waren, wäre er fast auf Flügeln des Gesangs zum Fenster hinausgeflogen und hätte beim Scheiden nur noch gerufen: „Adjes, Herr Kapellmeister; nichts für ungut, aber ich muß fort, Ihr habt mir's angethan mit Eurem Liede.“ Aber ich mußte leider sitzen bleiben und dem „Sitzenbleiben“ habe ich den Teil der Wissenschaft zu verdanken, der nicht sitzen geblieben ist. Der Wandertrieb ist aber darum nicht gestorben, und wenn die Hundstage kamen, die daher ihren Namen haben, daß es selbst den Hunden nicht ums Studieren ist, oder der Herbst mit seinen Äpfeln und den goldenen Trauben, wachte die Wanderlust wieder auf: „Da zog's in die Ferne mich mächtig hinaus.“

Aber allein wandern, so mutterseelenallein, das ist auch nicht viel wert. Zu zweien will's auch oft nicht gehen; denn jeder hat seinen Kopf, und der eine möchte am Abend lieber in den „Storchen,“ den er noch vom Brüderlein her kennt, der andere lieber in den „Ochsen,“ den er öfters vom Herrn Professor im Gymnasium hat nennen hören, und da kommt der Streit; oder der eine will ein Gläslein Zucker=

wasser und der andere dagegen hat einen lechzenden Durst nach Hopfen und Malz, — kurz, zu zweien ist's auch nicht angenehm. Gehen ihrer drei oder sechs Büblein aber miteinander, da findet jeder doch seinen Mann darunter, an den er sich anschließt, und in Eß- und Trinkwaren entscheidet die Mehrheit. Was der eine nicht weiß, das weiß der andere; fröhlich läßt sich's ein Lied anstimmen, und im dunkeln Wald fürchtet man sich nicht, weil ihrer „sechs Mann" wandern und einer stärkt den andern. So hat der Verfasser etliche Reisen in seinen Bubenjahren gemacht, und will in der heurigen schönen Sommerzeit zu Nutz und Frommen aller deutschen Büblein einiges daraus erzählen.

Eine Hundstags-Wanderung im Achteck und Dreieck.

Von Baden-Baden nach Herrenwies, Hornisgründe und Mummelsee, Aller-Heiligen, über Windeck nach Affenthal, Fremersberg und Baden.

Es war im Jahr 1840. Drüben über dem Rhein krähte der gallische Hahn und schlug mit seinen Flügeln. Freund Becker sang damals sein Lied:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n.

Das donnerte hinüber und die Rothosen gaben sich zufrieden.

Als das Kriegsgewitter verzogen war, kamen gerade die Ferien. In der guten Residenz war's so heiß wie in einem Backofen. Den Büblein war im Winter der Verstand bei der grimmigen Kälte beinahe eingefroren, und der kleine Rest, der noch geblieben war, drohte in der Hitze einzutrocknen; darum beschloß das Lehrerkollegium eiligst, ehe noch einer zu Schaden kam, das Gymnasium zu schließen. Der große lange Schuldiener, der Pontius hieß und mit Beinamen noch zum Überfluß Pilatus geheißen wurde, schloß die Thüren und sagte denen, die nichts mehr zu suchen hatten und in den Schulzimmern sich noch an den Tintenfässern versündigen wollten: „Fort, ihr Buben; wartet nur, daß euch das Mäusle beiß'! Ich sag's eurem Vater!" Alles stob hinaus und hinunter.

Wir waren unser acht junge Freunde, von vierzehn Jahren bis zehn Jahren herunter. Also in dem richtigen Alter, wo Sonne, Mond und Sterne nicht finster geworden (laut dem Prediger am 12.) und die Müller nicht müßig stehen, die Heuschrecke nicht beladen ist und der Mandelbaum noch nicht blüht — (rat einmal, was das ist!). Schon lange war uns eine Fußreise in Aussicht gestellt, wenn in dem Zeugnisse kein häßlicher Klex wäre (N. B. nicht vom Herrn Lehrer herrührend). Als das Zeugnis sauber ausfiel, wenn auch nicht glänzend, weil der Herr Professor das Lob nur in Quentlein und den Tadel in Zentnern auszuteilen gewohnt war (oder laut Reichstag: in Milligrammen und in Kilogrammen), so wurde das Versprechen

gehalten und nach gegenseitiger Abrede mit den Eltern ein Reiseplan entworfen, frei aus dem Gedächtnis ohne Bädeker. Eisenbahnen gab's dazumal noch nicht und das Fahren kostete viel Geld, aber das Reiten auf Schusters Rappen war gesund. Jeder bekam einen ganzen Kronenthaler, thut nach Adam Rieß auf Badisch 2 Gulden 42 Kreuzer und auf Preußisch 1 Thaler 16 Groschen. Damit sollten wir „die schöne Welt" besehen. Die Zusammenkunft wurde nach Baden-Baden Schlag zwölf Uhr im Schloß am Vehmgerichtskeller festgesetzt.

Jeder hatte seinen Schulranzen neu ausstaffiert, hinten mit Schweinsborsten verpicht und den beiden Anfangsbuchstaben des Namens versehen, zum Reisegebrauch umgewandelt; das Schulzeugnis diente als Paß, und statt: „Nase proportioniert", „Augen grün", stand darin: „Lateinisch ziemlich befriedigend"' „Mathematik beinahe mittelmäßig." So gleichartig die Gesellschaft sonst aussah mit den kurzen Jacken und den weißen, herausgelegten Hemdenkragen, dem handfesten Stock, der so groß war, daß, wie bei des kleinen Dolobella großem Säbel man mit Cicero sagen konnte: „Wer hat dich, mein Kleiner, an diesen großen Säbel geschnallt?" — so gleichartig das alles auswendig war — so ungleich war doch inwendig die Gesellschaft.

Numero Eins, ein Generalskind, hoch aufgeschossen und hellblonden wallenden Haares, war der Altertumsforscher in der Gesellschaft. Jeden alten Stein betrachtete er und an jedem Knochen fand er etwas Interessantes. Er

ging namentlich auf alte Ritterschädel, rostige Waffen und dergleichen aus. Vor alten Burgen brach er in Begeisterung aus, weil der Geist seiner Ahnen lebendig in ihm wurde. Weil er so sehr auf das Wühlen in der Erde erpicht war, hatte er den Namen Maulwurf empfangen, den er mit Ehren trug.

Numero Zwei war dagegen ein leidenschaftlicher Käfersammler und führte immer eine Spiritusflasche bei sich, die manchmal aufging, so daß er stark nach Branntwein roch. Jeden unschuldigen Käfer packte er am Kragen, wie ein Land-Gensdarm einen Malefikanten, und brachte ihn in seiner Schnapsflasche in Numero Sicher unter und notierte sich den Fall. Er hieß darum Spiritus.

Numero Drei war ein Poet und machte verstohlen Gedichte, gute und schlechte, wie es kam. Er brummte immer vor sich hin und konnte oft nur die Reime nicht finden. Er wurde kurzweg Schiller genannt.

Numero Vier war ein raffinierter Steinsucher, zu deutsch Mineralogus. Er führte ein Hämmerlein bei sich, ein Stemmeisen und einen Ledersack, worin er seine Fündlein aufbewahrte. Er schlug nicht bloß draußen in der Natur an jeden Kieselstein, sondern auch in manchen Zimmern an den Konsolen die Ecken weg — darob wurde er Steinmetz genannt.

Numero Fünf war ein Schmetterlingsjäger und ging stets mit dem Garn, einer Korkschachtel und mit Stecknadeln bewaffnet. Er war immer auf dem Sprunge und konnte in

der Luft nichts fliegen sehen. Er wurde daher kurzweg Förster geheißen.

Numero Sechs war ein leidenschaftlicher Soldat. Er führte eine kleine Terzerole und ein Horn mit Pulver bei sich und schoß an den schönsten Stellen in die Luft, um das Echo zu probieren. Er trug auch einen Dolch im Tornister gegen etwaige Überfälle. Er wurde darum Wallenstein geheißen.

Numero Sieben nnd Acht waren Brüder, des Sanges kundig. Numero Sieben war noch nebenher ein Maler. Er zeichnete für sein Alter ganz leidlich. Seine Skizzen fielen zwar manchmal so aus, daß man nicht recht wußte, was es eigentlich war; aber ihm war's genug, daß er es wußte. Er wurde Raphael gerufen.

Numero Acht war ein Sänger und Trompetenbläser und trug eine sechsklappige Trompete an einer grünen Fangschnur. Er mußte die Signale blasen zum Sammeln, zum Essen, zum Geschwindschritt und an schönen Stellen etwas „fürs Herz" vortragen. Um seiner Musik willen wurde er Mozart geheißen.

Das war die Gesellschaft, von der man noch manches sagen könnte, wenn nicht des Verfassers bergischer Freund recht hätte mit dem Worte: „Allzu große Deutlichkeit schadet." Der geneigte Leser möge nur die Namen sich ordentlich merken.

Der Tag war also festgesetzt und auch die Stunde, wie zu einem Gerichtstermin. „Also droben in Baden beim

Vehmgericht", lautete die etwas grausige Parole. Und man sah sie herwandern, den einen rechts, den andern links aus den Straßen kommend. Man schüttelte sich die Hände und begrüßte sich mit deutschem Gruß.

Der „Förster" hatte noch die Hälfte des Butterbrotes in der Hand und sein Mund glänzte ringsum von Fett, als ihn Schiller und Maulwurf aufmerksam machten, daß Butterbrot nicht am Platze sei, wo es sich um ein ehrwürdiges Altertum wie ein Vehmgericht handle, und er sich ganz andern Gefühlen hingeben müsse. Der Förster würgte schnell noch die andere Hälfte hinunter und sagte: „So, nun bin ich fertig für die Schauergefühle." „Mozart" blies kurz noch einmal zum Sammeln, wiewohl wir alle beisammen waren, der Ordnung halber, und die erste Exkursion wurde unter Leitung des grauköpfigen Hofbedienten gemacht. Die Wendeltreppe ging es hinunter, und wir kamen in einen großen Raum, der ringsum von steinernen Bänken eingefaßt war.

„So, meine Herrschaften", sagte der Alte (der stets das Plusquamperfektum statt des Präsens gebrauchte), das wäre also das alte Römerbad gewesen, wo die alten Römer ihre Wunden geheilt haben. Dies stammt von dem Kaiser Marcus Aurelius her, daher auch der Name Aquae Aureliae kommt. Hier traten sie hinunter, hier war Seife und wohlriechendes Öl. Denn was ein rechter vornehmer Römer war, der ölte sich den ganzen Leib ein."

„Drum riecht mein Julius Cäsar auch ganz nach Öl".

sagte Wallenstein, der einst die Öllampe über seinen bellum gallicum geworfen hatte.

Der Steinmetz zog sein Hämmerlein heraus und wollte eben an dem Römerbad experimentieren, als der Bediente rief: „Bst! Sie junger Herr, ob Sie das bleiben lassen! Wenn das der Herr Badfonds erfährt, geht's Ihnen schlecht, das ist ja ein Altertum, da darf nichts weggeklopft werden.“

Beschämt steckte der Steinmetz seine Waffe wieder ein und der Maulwurf sah ihn noch extra vorwurfsvoll an. Wir stiegen nun noch etliche Stufen weiter hinab und traten in einen engen schmalen Gang, der zum Vehmgericht führte. Einer nur konnte hinter dem andern gehen, jeder ein Wachslicht in der Hand.

„Daß keiner hier lacht“, sagte vorsorglich der altertumsforschende Maulwurf, „das sind heilige Räume, die der Geist der Vehme umschwebt.“

„Mir gruselt's schon halber“, sagte Schiller.

Der enge Gang war passiert. Wir standen vor einer dicken, schweren, eisernen Thüre.

„Das war die Thür zum Vehmgericht“, sagte der Führer. Diese Thüre hat das Innere vom Äußeren abgeschlossen, so daß niemand horchen konnte. Sie war also ‚fermetisch‘ geschlossen.“

„Das kommt wohl von ‚Ferm‘, raunte Spiritus leise dem Wallenstein ins Ohr.

„Halt den Mund“, sagte Maulwurf unfein und erbost. „Ihr habt auch keinen Sinn für Vehmgerichte.“

Die Thüre drehte sich langsam in den rostigen Angeln. Wir traten in ein Gemach, das an seinen Wänden steinerne Bänke hatte.

„So, hier", verkündigte der Führer, „wurden diejenigen Menschen, die vor die heilige Vehme geladen waren, hereingeführt, was man jetzt ‚schambrieren' heißt, wenn die Leute auf die gnädige Herrschaft warten müssen."

„Der kommt um zwei hinunter", sagte Spiritus wieder leise, „das ist ja ganz falsch, antischambrieren heißt es, das weiß ich von meinem Onkel, der sich die Füße in den Vorzimmern abstehen muß."

„So, hier waren die Malefikanten gewesen. Wir kommen jetzt zum Hauptsaal."

Wieder öffnete sich eine schwere eiserne Thüre. Man stieg eine Stufe hinab. Ein ziemlich geräumiger Saal empfing uns.

„Hier sehen Sie, meine Herren, das war jetzt der Gerichtssaal gewesen. Da saßen die Freischöffen oder Richter in großen schwarzen Kaputzenmänteln, wo nur das Auge wild hervorblickte, damit niemand wüßte, wer der Richter war. Hier saß der Herr Direktor der heiligen Vehme."

Der Maulwurf starrte hin auf den Platz, auf welchen die magere Hand des Bedienten deutete.

„Also hier," sagte er nachdenklich und leuchtete mit seiner Wachskerze hin.

„Ja, Sie können's glauben, junger Herr. Das hat mir ein Herr Professor, der sich namentlich mit Vehm-

gerichter abgiebt, gesagt. Hier stand der Corpus delicti oder der Angeklagte und wartete auf sein Urteil. Und hier in der Ecke, da war jetzt der Scharfrichter gewesen mit dem roten Mantel. Wenn sie nun verurteilt gewesen waren, wurden sie durch den roten Kerl hinausgeführt, sehen Sie, hierher."

Damit führte er uns in einen engen Gang, an dessen Ende eine Nische in der Wand sich befand.

„Sehen Sie, hier war jetzt der berühmte Jungfrauenkuß gewesen. Da stand nämlich so eine Art Weibsbild ganz von Eisen. Das mußten die ‚Relinquenten' küssen — aber wie sie hintraten, da schnappte sie mit beiden Armen, die mit lauter Dolchen und Messern gespickt waren, zu und stieß sie dem Unglücklichen in den Leib. Wenn er tot gewesen war, sehen Sie, dann hob der Henker hier dies Brett auf und ließ den Körper hinunterfallen in das grausige tiefe Loch."

„Da sind noch Blutspuren", rief der Maulwurf lebendig aus, „ganz natürliche."

Der Steinmetz rüstete in der Stille sein Hämmerlein, um die Spuren wegzuklopfen und mitzunehmen. Als der Maulwurf es rasseln hörte, genügte ein Blick aus seinen hellen Augen, dem Hämmerlein das Handwerk zu legen.

Trotz alles weiteren Fragens war aus dem Bedienten nichts mehr herauszubringen. Seine Weisheit war abgelaufen wie ein Fadenwickelein oder wie eine Spieluhr, die absolut nichts Neues mehr produziert, selbst nicht auf Verlangen. So wurde denn der Rückweg angetreten. Überall

trat man auf rote Erde. Der Maulwurf erläuterte das dahin: „daß die Vehmgerichter alle auf roter Erde sich etabliert hätten, damit man die Blutspuren nicht merkte. Darum seien die meisten auch in Westfalen, im Lande der roten Erde gewesen."

Der Förster frug, ob nicht hier unten große Nachtschmetterlinge sich aufhielten.

„Ja," sagte der Führer, „Fledermäuse fliegen als oft 'rum," worauf sich der Förster mit Abscheu wegwendete und sich zufrieden gab.

Am Ausgange des Gewölbes wurde eine finanzielle Frage erörtert: wie viel nämlich dem kunstsinnigen Führer verabreicht werden sollte. Jeder klirrte mit seinem Gelde in der Hosentasche.

„Per Mann einen Groschen," diktierte der Bediente endgültig, als er merkte, daß wir nicht einig werden konnten. Der Maulwurf wollte nämlich besonders nobel sein, aber Spiritus und Förster waren sehr dagegen und meinten, sie hätten ihre Kenntnisse nicht um einen Kreuzer bereichert nnd höchstens schlechtes Deutsch gelernt. Ja Wallenstein behauptete, er habe sich extra aufs Gruseln gefreut, aber es habe ihm gar nicht einmal gegruselt. Auch der Steinmetz erklärte sich unbefriedigt.

„Ihr seid eben unpoetische Leute," sagte Maulwurf und Schiller, die meist zusammenhielten samt Raphael. Mitten in das Gewirr der Meinungen blies aber Mozart auf der Sechsklappigen im Schloßhof das Lied:

Da streiten sich die Leut' herum
Nur um den Wert des Glücks;
Der eine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nix! —

worauf ein allgemeines Gelächter entstand und die ganze Schar höchst vergnüglich abzog.

Es war mittlerweile ein Uhr mittags vorbei, und wiewohl keiner von uns, außer Wallenstein, eine Uhr besaß, die aber weder Zeiger noch Glas hatte, da ihm beides bei einer Fehde der Lateiner mit den Elementarschülern abhanden gekommen war, so trugen wir doch alle einen Chronometer bei uns, der äußerst genau ging und immer deutete und knurrte, wie eine alte Dorfuhr, wenn es zwölf Uhr war, und der hieß Magen, und das Brummen bedeutete die Stunde des Mittags und des Vesperbrotes. Da schlug es denn bei allen auf einmal aus. Mozart blies lustig zum Essen. Aber in dem teuren Baden-Baden durfte es nicht gewagt werden; so beschlossen wir denn, an den in der Mitte gescheitelten Kellnern, die vor ihrem Hotel lauerten, vorüberzugehen und einen Bauernhof aufzusuchen.

„Ihr könnt lang warten, bis wir kommen," rief Spiritus zum Überfluß den Kellnern zu.

Unterwegs wurde ein großes Stück Backsteinkäse gekauft und dem Spiritus, weil er „ohnehin nach Branntwein roch," zum Tragen übergeben. Brot und große Würste bildeten

den ferneren Proviant. So zog man auf den Selhof, einen kleinen, abgelegenen Bauernhof; dort wurde auf der großen Bank unter einer gewaltigen Linde kampiert und frischgemolkene Milch getrunken. Bis um drei Uhr wurde Rast gehalten. Man zerstreute sich, jeder für sich gehend. Auf der bunten Wiese trieb der Förster, nach Schmetterlingen haschend, sich umher, Wallenstein lag im Grase und dachte an den großen Weltfrieden, der jetzt über der Erde lag. Um ihn hüpften und zirpten die Grillen im hohen Ährenfeld. Der Spiritus war seinen Käse glücklich los geworden, der in der Sommerhitze schon bedenklich zu fließen begonnen, und jagte den Käfern nach. Der Maulwurf aber war noch erfüllt von den Eindrücken des Vehmgerichtes. „Ja, das waren noch Zeiten," redete er leise vor sich hin. Neben ihm zeichnete Raphael die herrliche Gegend. Aus dem wogenden Ährenfeld hob sich der dunkelgrüne Wald, dessen Spitze die alte Burg Hohenbaden krönte, am Fuße des Berges die Stadt mit ihren Türmen im heißen Mittagsstrahl flimmernd, und weithin verlor sich der Blick in die lichtblauen Vogesen, die durch die Pforte des Oosthals hereinschauten. — Was ist's doch um solch ein Lagern am heißen Sommermittag! Alles so still ringsumher, alles wartend auf den kühlen Abend, wo es durchs Feld zieht mit Gesang beim Klang der Abendglocke! Wie so ganz anders dann! Es ist, als dürfte man am heißen Mittag, der die Früchte reift, den lieben Gott in seiner Arbeit nicht stören.

Die Stunde aber schlug zum Aufbruch, wenn wir noch Herrenwies, die Waldstation vor den hohen Hornisgründen, vor Nacht erreichen wollten.

Der Aufbruch wurde allen etwas sauer, und es bedurfte der ganzen Energie des Maulwurfs, um die Säumigen anzutreiben. Wir stiegen hinab zur Lichtenthaler Allee, jenem berühmten schattigen Gange, in welchem die vornehme Welt fährt, reitet oder zu Fuß lustwandelt. Freilich nahmen wir uns unter den geputzten Leuten, die in Pariser Moden daherkamen, wenig elegant aus. Den Förster plagte aber ein gewichtiges Bedenken auf diesem Gange. Er hatte nämlich eine Tante, die im Bade zur Kur war, und es verfolgte ihn der schreckliche Gedanke, daß wir alle seine Tante antreffen könnten, und er dann aus Reih und Glied treten müßte und sie sich vielleicht seiner schämte von wegen seiner Kameraden. Ganz entsetzlich aber wurde ihm zu Mute, als der nach Branntwein und Backsteinkäse stark duftende Spiritus ganz freundschaftlich that und sagte: „O, deine Tante, die kenne ich auch ganz gut, da würde ich mich nicht genieren. Ich würde sie um einen Gulden anbetteln auf die Reise."

„Was! anbetteln!" riefen Maulwurf und Schiller entsetzt aus Einem Munde; „pfui, schäm dich, so etwas zu sagen. Das thun ja die Handwerksburschen, die fechten die Leute an."

„Das ist ja keine Schande, da mache ich mir nichts daraus," entgegnete Spiritus gelassen. „Es haben schon viele berühmte Leute in ihrer Jugend gebettelt."

Ein schallendes Gelächter belohnte den bescheidenen Sprecher. „Bravo, Spiritus!“ rief Wallenstein und wollte eben anfangen zu singen:

Ein freies Leben führen wir,

als der Maulwurf ihm den Mund zuhielt und zurief: „Dort vorn läuft ja ein Gensdarm, du bringst uns alle ins Unglück!“

Die Tante begegnete uns nicht und des Försters Angst ließ merklich nach. Am stillen Kloster zu Lichtenthal vorbei bogen wir rechts ab nach dem Geroldsauer Thal. Wie lieblich lag's da mit seinem muntern Bächlein, das die Sägemühlen treibt, mit dem Sandsteinkreuze von Heidekraut und Ginster reichlich umwachsen, auf der Höhe des Weges, von wo sich der Blick aufs neue öffnet, unten die malerischen Bauernhütten und das kleine Kapellchen in den Fels gehauen!

Vieles ist jetzt verschwunden, was damals den Weg so anziehend machte; der Berg ist abgetragen, das Sandsteinkreuz ist verwittert, das Kirchlein liegt abseits, in das wir damals traten, die Mützen vom Haupte gezogen, jeder das Seine denkend, den meisten der Gang nach dem Eisenhammer und der fromme Fridolin im Herzen und Gedächtnis liegend! Konnte ihn doch Schiller ganz auswendig; bald waren wir alle an ihm, ihn zu bitten: „O, sag's mal her!“ —

Da wurde es still unter den lauten Burschen, selbst

Spiritus und Wallenstein verstiegen sich zu der gewagten Äußerung: „Der Schiller hat doch als manchmal recht schöne Gedichte gemacht.“

Von Geroldsau steigt der Waldweg durch herrliche Tannen hinauf. Bald waren wir am Wasserfalle, den der Bach, über einen Felsen sich stürzend, bildet. Ein buckliges Männlein hielt dort Wache und zeigte den Fall. In seine Strohhütte, mitten in der tiefsten Waldeinsamkeit, hatte er aus Baden Bier und Wein hergeschafft. So wurde denn bei ihm ein ganzer „Schoppen Batzenvierer“ bestellt, thut also auf preußisch für 1 Silbergroschen 2 Pfennige, und dazu acht Gläser und Wasser aus dem Wasserfall. Das trübselige Männlein war über dies „glänzende Geschäft“ nicht sonderlich erbaut.

Nach kurzer Rast ging's weiter. Die Waldnacht schlug mit den hohen Zweigen über uns zusammen und die Sonne schien schon golden, wie beim Scheiden, in den Wald. Wir marschierten fest zu. Die lauten Gespräche wurden stiller, je stiller es im Walde und je dunkler es wurde, zuletzt schwiegen alle. Wir waren schon beinahe vier Stunden gestiegen: der stille Ort Herrenwies konnte nicht mehr weit sein. Die Sonne war untergegangen und in dem dichten Walde ward's nachgerade finster. Da standen wir plötzlich vor einem Kreuzwege, an welchem zwei Wege sich teilten. Wohl stand ein Wegweiser da, aber seine Arme hatte er verloren. Maulwurf, der der Größte war, nahm den Wallenstein auf die Achseln und hob ihn hinauf, ob nicht

etwas zu sehen wäre. Wir machten Licht, aber es war nichts zu erkennen. Dem Förster entfuhr aber halb weinend das Wort: „Wenn ich nur bei meiner Tante in Baden geblieben wäre!“

„Was?“ riefen wir; „Fürchteputz! Wir finden den Weg schon!“ Der Maulwurf hatte eine genaue Generalstabskarte von seinem Herrn Vater bekommen; wir setzten uns unter den Stock des trügerischen Wegweisers, zündeten ein Stück Papier an und leuchteten ihm auf die Karte. Richtig, da fand sich's, wir mußten links durch ein dichtes Gehölz und dann waren wir in Herrenwies. Mozart nahm die Trompete und blies aus Leibeskräften das Lied:

Der Jäger aus der Kurpfalz u. s. f.

und alle stimmten ein, und selbst der verzagte Förster sang sich die Angst aus dem Herzen. Bald schimmerten Lichter durch die Zweige und Hunde schlugen an; wir waren in Herrenwies, einer armen Waldkolonie. Eine weite, grüne Wiese, inmitten des dichten Waldes, mit Holzschindeln gedeckte niedrige Häuser, ihrer etwa zwanzig an der Zahl, ein ebenso armes Kirchlein und ein stattliches Försterhaus, so lag's dunkel vor uns.

Das Försterhaus, an dem großen Hirschgeweih kenntlich, war zugleich auch Gasthaus, wir eilten darauf zu und frugen nach Nachtquartier. Der Mond war schon aufgegangen und beleuchtete die müden Wanderer. Aber o weh! Im Forsthaus war gerade Kindtaufe und das ganze

Haus voll Gevattern, die alle in der Nacht nicht mehr heim konnten.

„Ich kann euch nicht helfen, ihr Herren, sagte der Förster, ihr müßt noch ein Halbstündlein gut zumarschieren, dann kommt ihr an ein einzeln stehendes Wirtshaus, da ist noch Platz, ich weiß es ich war heute noch da.“

Er gab uns seinen Jägerburschen mit, der uns auf den rechten Weg führte und uns dann bald verließ. Wir stiegen über Heide und Moos auf großen Steinen weiter hinauf. Freilich hinkten ein paar nach, denen die Füße weh thaten und die entsetzlich müde waren. Namentlich wurde es dem kleinen Raphael sauer, so daß ihn der Maulwurf teilnehmend fragte, ob er ihn „hutzeln“ sollte, d. h. auf dem Rücken tragen. Das wollte er aber doch nicht, und so schleppte er sich weiter, bis wir endlich an die einsame Waldschenke kamen. Es war ein großes Schwarzwälderhaus mit breitem, vorspringendem Dach, unter welchem ein Altan das Haus entlang lief. Hinter ihm die hohen, kahlen Hornisgründe in die Höhe steigend, vom Monde grell beleuchtet.

Wir traten in den dunkeln Hausgang und tappten nach der Thür, da wir Stimmen hörten. Wir öffneten und waren im niedrigen, aber großen Wirtszimmer. Ein hellbrennender Kienspan erleuchtete dasselbe und warf den rötlichen Schein flackernd an die dunkelbraune Holzdecke des Zimmers.

„Können wir hier über Nacht bleiben? Der Herr

Förster schickt uns und hat gesagt, daß Sie noch Platz haben", so fragte Wallenstein frisch und keck die dicke Wirtin.

„Ja wohl, meine Herren, Sie müssen aber immer ein Paar in Einem Bett schlafen. Wollen die Herren nichts essen?"

„Versteht sich," sagte Spiritus, „ich hab' einen grausamen Hunger."

„Pfannkuchen können Sie essen und Schinken", erwiderte die dicke Wirtin. Jedem lief das Wasser im Munde zusammen. „Ja, ja! Pfannkuchen und Schinken, aber viel!" rief der Chor. Die Wirtin lachte und schürte das Feuer im Herde an, der an die Stube stieß.

Wir hatten vor Hunger kaum bemerkt, wer noch alles in dem Zimmer war. An den Wänden lehnten blitzende Äxte und an einem langen Tische saßen etwa fünfzehn Männer, alle in schwarzen, verräucherten Hemdärmeln und Kitteln, die Gesichter rußig und verwittert. Die Männer waren über unserem Hereintreten alle still geworden und schauten uns groß und neugierig mit forschenden Blicken an. Als wir uns setzten, schielten sie oft verstohlen nach unserem Tische und sprachen leise mit einander.

Wir machten uns weiter nichts daraus und bald dampften die Pfannkuchen auf dem Tische. Sie verschwanden ebenso schnell, als sie gekommen waren, und auch von dem Schinken blieb kein Stücklein mehr übrig, wiewohl der gutgezogene Maulwurf mahnte, doch nur anstandshalber ein Stückchen

auf dem Teller liegen zu lassen. Aber Spiritus behauptete, dem Wirt dürfe nichts geschenkt werden.

Wir blieben noch eine Weile sitzen, da die Betten noch nicht fertig waren. Da fiel uns aber je länger je mehr die merkwürdige Gesellschaft, in der wir uns befanden, auf. Die weißen Augen, die aus den schwarzen Gesichtern so herüberschielten und das leise Zischeln der Männer machte namentlich den kleinen Raphael, den Förster und den Schiller bedenklich. Ohne etwas zu sagen, sah man's ihnen an, daß es ihnen nicht geheuer war. Als die Wirtin endlich zum Schlafengehen einlud und uns zwei Lichter gab, sagten sie auf der Treppe:

„Habt ihr's nicht gesehen?"

„Was denn?" fragte Maulwurf ruhig.

„Nun, die Äxte und die schwarzen Männer, die immer auf uns geschielt und gedeutet haben. Das sind Räuber, sag' ich euch", entgegnete hohl und leise der Förster.

„Ach was, dummes Zeug", sagte Mozart, „ich fürchte mich nicht, die thun einem nichts."

„Ja, man kann aber doch nicht wissen", meinte Raphael, „es giebt halt doch Räuber in diesen Gegenden."

Unter diesen Gesprächen erreichten wir unsere Zimmer. Das eine lag am Anfang, das andere am Ende eines langen Ganges.

„Seht ihr's", sagte der Förster, „die wollen uns nur trennen, daß wir uns nicht wehren können. Ach, wenn ich doch bei meiner Tante in Baden wäre."

„Sei doch still, du dummer Kerl“, sagte Maulwurf, „dir thut niemand etwas.“

Wir wurden dann geteilt. Jeder von den größeren nahm einen kleinen zu sich und dann wurde befohlen, die Thür gut zuzuriegeln.

Es mochte wohl eine Stunde vorübergegangen sein, als wir leise an unsere Thür klopfen hörten. Der Maulwurf sprang auf und ging zur Thür. „Wer da?“ rief er laut, und wir flogen alle mit Einem Schlag aus den Betten.

„Ich bin's“, sagte draußen Spiritus leise, „macht nur auf.“

Da stand er mit den drei andern, jeder einen Teil seines Bettes und seiner Kleider schleppend, alle im leichten Nachtgewande, höchst geisterhaft anzusehen mit ihren blassen, verstörten Gesichtern. Wir ließen sie herein, die Barfüßer.

„Ja was habt ihr denn? — warum kommt ihr denn?“

„Ach, wir können's nicht mehr aushalten. Neben uns an der Wand, da sägt's und bläst's, wie wenn einer die Wand durchbohren wollte. Es ist ganz unheimlich, sag' ich euch“, versetzte angstvoll Spiritus.

Da wurde selbst der sonst furchtlose Maulwurf bedenklich.

„Gelt! ich hab's gesagt, daß sie uns umbringen; ach, wenn ich nur bei meiner Tante in Baden wär'!“ wiederholte weinend der Förster.

„Jetzt halt' den Mund mit deiner ewigen Tante in Baden, wir haben jetzt anderes zu thun“, sagten Maulwurf und Wallenstein. „Wir müssen uns jetzt selbst helfen. Ihr

Fürchteputze legt euch ins Bett, und wer keine Angst hat, der bleibt auf. Kommt, wir schieben jetzt die große Kommode vor die Thür."

Wir schoben sie vor. „So! Du, Wallenstein, ladest dein Terzerol und giebst mir deinen Dolch. Und du, Mozart, stellst dich ans Fenster und bläst Feuerlärm, wenn's losgeht, dort hinaus, wo der Förster wohnt. Dem Steinmetz seinen Hammer her und dem Spiritus seine Flasche mit den Käfern, die bekommen sie zuallererst an den Kopf. Wir zündeten das Licht an, löschten es wieder aus, und zündeten es nach einer Weile wieder an, damit es reiche. So wachten denn drei, zwei auf der Kommode und einer am Fenster. Es regte sich nichts. Die alte Schwarzwälder Uhr schlug eins und zwei und drei — da wurde es unruhig im Hause. Wir hörten Thüren gehen und die Fußschritte leise auftreten.

„Aufgepaßt!" sagte Maulwurf, „jetzt kommen sie; Wallenstein, den Hahn auf!" In atemlosem Grausen lauschten wir nach der Thür, — unheimliche fünf Minuten vergingen, aber niemand kam, alles ging die Treppe hinunter. Der Morgen graute mit dem lichten Strahl herein in unser Zimmer. Da legten sich die drei Wächter auch schlafen. Wohl klopften der Wirt und die Wirtin, bei denen wir bestellt hatten, uns bei Sonnenaufgang zu wecken, aber es ward fortgeschlafen aus Todesmüdigkeit. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, es mochte gegen sieben Uhr sein, als endlich Maulwurf aufsprang und ausrief:

„O wehle! (o weh) die Sonne ist schon ganz herausgeschlupft!“

Der Mozart sprang auf, um zum Aufstehen zu blasen. Schnell wurde die Kommode wieder an ihren Platz gerückt und in wenigen Minuten stand alles parat.

Als wir herunterkamen, war keine Axt mehr zu sehen, kein rußiger Mann mehr vorhanden. Wirt und Wirtin schauten uns aber verwundert an.

„Haben die Herren nicht gut geschlafen?“ fragte die Wirtin. „Ich bin heute morgen so erschrocken, wie die eine Stube ganz leer war. Ich hab' gemeint, Sie seien durchgebrannt. Aber die andern habe ich schnarchen hören, da hab' ich mich halt zufrieden gegeben von wegen der Betten, von denen ich geglaubt hab', sie hätten sie mitgenommen. Ja, aber was tausend, ihr Herren, was habt ihr denn angefangen heut Nacht?“

Da saßen wir denn wie Butter an der Sonne. Endlich ergriff Wallenstein das Wort und erzählte höchst schaurig die Geschichte von den Fürchteputzen und was sie alles gehört hätten.

Da hielt sich die dicke Wirtin mit ihren Armen die Seiten und lachte, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen, und rief immer nur: „Mann, komm schnell, es ist zum kranklachen — nein, so was!“

Wir wußten nicht, warum die Frau so lachte, und saßen ziemlich verdutzt dabei. Endlich kam sie wieder zu Atem und erzählte ihrem Manne die Geschichte. Nun lachten die

Zwei noch einmal aus vollem Halse. Endlich aber riß dem Wallenstein die Geduld und er rief ärgerlich? „Was ist denn da zum lachen? Ihr Esel!“

Da lachte das Ehepaar erst recht, und der Wirt stammelte unter dem Lachen nur noch heraus: „So was ist noch nicht dagewesen. Ach! Nein, so was!“

„Wie so?“ fragte Maulwurf gelassen.

„Ha nein,“ sagte der Wirt immer noch lachend, „so was, das ist wirklich zum kranklachen!“

„Was denn?“ rief Wallenstein zornig. „Hört doch einmal auf mit dem dummen Lachen.“

Endlich faßte sich der Wirt und fing an zu erklären, daß die rußigen Leute Holzhauer und Kohlenbrenner seien, die hier im Sommer arbeiteten. Diesen gehörten auch die Äxte, die wir gesehen. Die Säger aber an der Wand seien eben diese Leute gewesen, die hatten einen harten Schlaf und schnarchten so laut, das man's durch ein paar Bretter hörte, und andere hätten's an sich, daß sie statt zu schnarchen nur so bliesen.

Nun platzten wir freilich auch in lautes Gelächter aus. Der Förster wollte sich zwar nicht gefürchtet haben und Spiritus auch nicht, nur so halb, wiewohl sie die Decke hoch über den Kopf gezogen hatten. Da brannte ihm aber Wallenstein seine Tante von Baden auf den Pelz, daß er jählings verstummte. Wir baten die biedern Wirtsleute herzlich um Verzeihung, sie möchten's uns nicht übel nehmen, aber wir hätten solche Geschichten gelesen, wie vom Wirts-

haus im Spessart und vom „Siehdichfür" im Pforzheimer Stadtwald, und da hätten wir doch gedacht, es könnte am Ende auch hier so etwas passieren."

„Wenn ich hundert Jahre alt werde, so werde ich halt an die Geschichte denken," sagte noch einmal lachend die Wirtin.

Wir zahlten unsere Zeche, die per Mann zwölf Kreuzer machte; für den Schrecken wurde nichts bezahlt. Der Wirt zeigte uns den Weg hinauf nach den Hornisgründen. Wir verabschiedeten uns aufs herzlichste, und der Wallenstein bat dem braven Wirt den „Esel" noch extra ab. So verlief der erste Tag und die erste Nacht unserer Reise.

Mozart blies in die frische Morgenluft hinaus sein: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" das heißt: auf die frischgeschmierten Stiefel, die wir uns alle selbst kunstgerecht gewichst hatten. Nebenbei gesagt, hatte Spiritus eine stille Leidenschaft, die, wie er einmal in einem unbedachten Augenblicke verriet, im — Stiefelwichsen bestand. So hatte er auch am Morgen glänzende Proben seiner Kunstfertigkeit gegeben. Aber bei einigen unter uns hieß es nicht bloß auf die Stiefeln, sondern auch auf die am gestrigen Tage frischgelaufenen Blasen treten, was bekanntlich keine besondere Herzstärkung ist. Aber über dem prächtigen Morgen war bald alles Leid vergessen. Wallenstein schoß das Terzerol, das den Räubern gegolten hatte,

in die Luft, und man wanderte fröhlich in den Morgen hinein. Der Wald wurde lichter, kleiner die Tannen; zuletzt war nur noch Heidekraut und Moos zu sehen. Der Wind fing schon an ganz erheblich zu pfeifen, als wir nach dreistündigem Marsche bergan die Höhe des 3600 Fuß aufsteigenden Berges richtig erklommen hatten. Auf der Spitze befand sich ein Turm, aber ohne Eingang, ein großer viereckiger Steinhaufen. Wir setzten uns hinter den Wind und langten die Eßwaren vor. Zwar lockte die schöne Aussicht, aber was ist die allerschönste Aussicht, wenn der Magen zwölf Uhr schlägt! In allen war das gleiche Gefühl. Sptritus packte wieder den weithin duftenden Käse aus, Wallenstein die hartgesottenen Eier, Maulwurf eine Unmasse Butterbrote; der Förster hatte in seiner Büchse noch eine Flasche Wein ohne Glas. Ängstlich wurde beobachtet, ob nicht einer zu viel trank. Wallenstein that einen kräftigen Zug, da riefen sie alle: „Halt, das ist aber einmal viel!“ Er aber behauptete, es sei noch kein Tropfen in den Magen gekommen, sondern unterwegs im heißen Hals „rein verdunstet.“ Ob dieser neuen Verdunstungstheorie wurde er gehörig bewundert.

Der Imbiß war genommen, und nun mit gestärktem Magen in die Gegend hinabschauend, welcher Blick! Da lag die lachende Ebene mit dem weiten Silberstreif des Rhein, den wir auf acht Stunden Weges verfolgen konnten, all die reichen Dörfer des Rheingaues und die alten Burgen auf den vorspringenden Bergen. Drüben das Elsaß mit

den Höhen des Wasgaus, Straßburg mit seinem Münster so nahe, daß Wallenstein meinte, er sähe die Rothosen unten am Thore von Straßburg Schildwache stehen. Wie herrlich ist's doch, wenn das Auge schweifen kann in die Nähe und in die Ferne, wenn solch ein kleines Männlein mit seinen zwei Augen eine ganze Welt einsaugt, alles sieht und von niemand da unten gesehen wird! Da saß ich und dachte, wie die Straßburger Schulbuben jetzt auch heim gingen und ihr welsches Zeug im Tornister hätten, und wie traurig das sei, daß das schöne Land da drüben Deutschland geraubt worden. Da hätte ich stundenlang so hinabträumen können von Einst und Jetzt. Ich sah die kühnen Raubritter hervorbrechen aus ihren Hohlwegen, den biedern Handelsmann überfallend, der zur Frankfurter Messe zog; aber da zog es mich selbst hin in der heißen Mittagsluft und die Sinne schwanden über der Betrachtung, ich schlief fest ein; und noch einmal zogen Straßburgs Münster und die alten Ritter durch den wirren, schönen Traum.

Unterdessen hatten die andern sich zerstreut, jeder wieder auf seinen Fang ausgehend. In Mozarts Nähe aber brummte etwas — und das Brummen weckte ihn. Es war Schiller, der über einem Gedichte saß, das er schon lange im Sinne haben mußte. Er hatte es fertig gemacht. Es galt dem Vehmgericht in Baden.

Schüchtern sagte er zu Mozart: „Soll ich dir's 'mal vorlesen? Aber du darfst nicht lachen."

„Lies nur, Schiller — deine Sachen sind alle gut, das hat der Herr Professor schon gesagt: ‚Schillers Sachen sind alle moralischer Natur.‘“

Schiller räusperte sich und las:

Im Vehmgericht zu Baden
Ist's finster und sehr kalt,
Und graue Geister laden —
Der Fußtritt still verhallt!

Schiller stockte. „Nur weiter!“ rief Mozart: „Der Fußtritt still verhallt.“ —

Im Vehmgericht zu Baden
Ist steinern jede Thür;
Es waltet ohne Gnaden
Die heil'ge Vehme hier.

Da sitzen vermummte Gestalten,
Sie richten hier das Recht;
Sie haben heimliche Gewalten
Über König, Ritter und Knecht.“

„Der ist ein bißchen holperig“, sagte Mozart. „Schadet nix. Nur weiter.“

Im Vehmgericht zu Baden
Da wird's dem Menschen weh; —
Gottlob, daß ich ohn' Schaden
Den Himmel wieder seh.'

„Das ist nicht übel, Schiller, das mußt du vorlesen. Aber du liest so schlecht. Gieb acht, ich will's einmal vorlesen. Das muß grauslich und mit hohler Stimme vor=

getragen werden.“ Schiller hörte zu — er kannte sein eigenes Werk nicht mehr.

„Ja, so ist's besser,“ meinte Schiller.

„Wenn die andern kommen, so wird's vorgelesen,“ sagte Mozart. — Es wurde ein Trompetensignal gegeben und alle sammelten sich. Im Halbkreis sitzend wurde das Gedicht gelesen. Alle stimmten zu, daß es etwas ganz Vehmgerichtartiges habe, und Wallenstein meinte: „es habe ihm fast gar gegruselt“, was als großes Lob aufgenommen wurde.

Es ward wieder zum Aufbruch geblasen; es ging nun hinab von der Höhe zum Mummelsee, der etwa 800 Fuß tiefer als der Gipfel liegt; wir erreichten bald wieder die Bäume, große herrliche Tannen mit weit ausgebreiteten Zweigen, ein schmaler Fußpfad führte durch den dichten Wald. Durch die reichlich gefallenen Nadeln und die knorrigen Baumwurzeln war der Weg so glatt und holprig, daß da und dort einer im tollen Hinunterjagen sich überschlug. Bald blickte der tiefschwarze See durch die Bäume. Wie eine Camera obscura gab der unbewegte See leuchtend das Bild der Wölkchen am Himmel und der großen Tannen am Ufer wieder. Kein Leben war weit und breit wahrzunehmen. Nur einige Libellen flogen lautlos umher und einige Frösche sprangen bei unserer Annäherung von den großen bemoosten Steinen, welche am Rande des Sees lagen, in die Tiefe. Sonst war alles totenstill rings umher. Der See war rings von hohen Tannen umgeben,

ihrer etliche waren vom Sturm gestürzt worden und lagen mit ihren Stämmen und Ästen im See.

Die Stille, die weite Einsamkeit, der leis rauschende Wald und der spiegelglatte See — das alles machte, daß keiner ein Wörtlein zu sprechen wagte. Endlich brach der Maulwurf das Schweigen. „Der See ist unergründlich tief. Junge Bursche aus Herrenwies wollten hier einmal kahnfahren, aber das Wasser des Sees trägt keinen Kahn. Einige schwammen in den See hinaus und ließen ein 300 Ellen langes Senkblei hinunter, aber sie fanden keinen Grund. So berichtet ein altes Werk über den See." Der Maulwurf trug diese Mitteilung in einem ganz bedeutenden Amtstone vor, der keine Widerrede erlaubte. So starrten wir denn alle hinab in den „unergründlichen" See und er kam uns allen nun noch einmal so merkwürdig vor als vorher. Jedoch wollte dem Spiritus das Wort „unergründlich" nicht einleuchten, denn er meinte, es gebe nichts in der Welt, dem man nicht auf den Grund kommen könnte.

„Deiner Schnapsflasche kommt man freilich auf den Grund! Aber da will ich euch noch etwas anderes vom Mummelsee erzählen, auf dessen Grund man auch nicht kommen kann. Kommt, wir wollen uns hierher setzen auf einen Baumstamm." Wir folgten alle. Wir wußten, daß Raphaels Vater diese Gegenden oft bereist hatte und viel schöne Geschichten erzählen konnte, wie er sie aus dem Volksmund gehört.

Raphael begann denn folgendermaßen:

„Hier in dem See, wenn es Abend wird und still ringsum und nur die Tannenwipfel rauschen, tauchen aus dem dunkeln Wasser beim Mondenschein die Seejungfrauen herauf, die man auch „Mümmlein“ heißt, woher der See auch seinen Namen „der Mummelsee“ hat. Tief unten ist ein herrlicher Palast, und alles darin von hellem, lauterem Gold und Kristall. Auf dem goldenen Stuhle sitzt der Seekönig, eine goldene Krone auf dem Haupte, ein langer silberweißer Bart wallt ihm bis auf die Brust herab. Dieser hat die Macht über die Seejungfrauen, alle müssen ihm folgen, und wehe, wenn eine nicht gehorsam ist. Unten müssen sie arbeiten, das Gold blank machen und die Kristalle schleifen, doch nach der Arbeit erlaubt ihnen der alte Seekönig in der Nacht herauf zu tauchen und an der Oberfläche des Sees zu verweilen. Darauf freuen sie sich alle. Aber einst gingen sie auch zu den Menschen im Thal und freuten sich, wenn sie bei ihnen sein konnten. Denn gern sahen sie der Menschen Thun und Treiben und ihre Liebe, und wären am liebsten oben geblieben, statt wieder in den dunkeln See zu tauchen. Sie bekamen an stillen Winterabenden die Erlaubnis, hinunter ins Thal zu gehen zum nächsten Dorf, zu braven Bauersleuten. Dort setzten sie sich mitten unter die Frauen und Jungfrauen, die abends mit ihren Spinnrocken zu einander kamen. Die jungen Bursche saßen auf der Ofenbank oder lagen oben auf dem Ofen, sahen zu und schnitzten ihre Handwerksgeräte. Aber auch die Seejungfrauen setzten sich an den Spinnrocken und

spannen mit, so fein, wie es keine von den Dorfmägdlein konnte. Der Reihe nach erzählte man, bald eine von den Jungfrauen aus dem Dorf, bald eine von den Seejungfrauen. Aber die letzteren erzählten am schönsten, denn sie sprachen vom See und seiner Herrlichkeit, von den reichen Perlengeschmeiden, von den goldenen Armspangen und von ihrem Singen und Treiben da unten. Da lauschten die Bursche hoch auf und wären am liebsten selbst mit hinunter in den See gegangen. Aber die Seejungfrauen redeten ihnen solches Vorhaben aus; denn im See könne kein sterblicher Mensch leben. Wenn die alte Schwarzwälder Uhr warnend elf schlug, dann standen die Mümmlein hastig auf und eilten fort. Niemand durfte sie begleiten, noch ihnen nachsehen, denn sonst, so hieß es, kämen sie nie wieder. Jedesmal aber, wenn sie dagewesen, hatten die Dorfmägdlein dreimal so viel gesponnen als sonst, und da und dort fand sich auch ein schönes Stücklein Goldfaden auf der Spule. Dann und wann kamen die Seejungfrauen auch zu kranken Bauerfrauen, brachten ihnen Arznei aus Waldkräutern und Seeblumen, hüteten ihre Kinder und sangen sie in Schlaf. Wo ein solches Mümmlein bei einem Kranken gewesen, brauchte man keinen Arzt, denn der Kranke wurde schnell gesund. So waren denn die Mümmlein rings in der Umgegend gekannt und geliebt. Da blieben sie einmal aber Wochen lang aus, niemand wußte, was geschehen war und warum sie nicht kamen. Die Ursache davon war, daß junge Burschen und Mädchen

in der Mainacht zum See hinaufgegangen waren und sie belauscht hatten. Das hatte der Seekönig gemerkt und mit seinem goldenen Dreizack schlug er voll Zorn in den See, so daß er wallte und brauste und fast gar die thörichte Schar ergriffen hätte. Zur Strafe sollten daher die Mümmlein nicht wieder ins Thal kommen, denn die Menschen seien undankbar und verdienten es nicht mehr. Da war großer Jammer im Dorf und auf den einzelnen Höfen und jedermann riet, wer wohl die Schuld davon trüge. Um diese Zeit begab es sich, das eines der Mädchen, das in der Mainacht mit am Mummelsee gewesen war, krank wurde. Als der Vater hinauf zum See gehen und die Mümmlein zu seinem kranken Kinde holen wollte, da richtete sich das Mädchen hoch auf und sagte traurigen Blickes: „Ach, die Mümmlein kommen nicht, ich weiß warum; geh nicht zum See, sonst ist's dein Tod." Als der Vater in sie drang, da erzählte sie, wie sie hinaufgegangen wäre mit ihren Gespielen und die Mümmlein belauscht hätte; sie weinte bitterlich dabei und sagte: „Dieser Schuld wegen muß ich jetzt auch sterben." In der Nacht aber, als sie alle glaubten, daß es mit ihr zu Ende gehe, that sich die Thüre auf und ein Mümmlein kam und setzte sich an ihr Bett und legte ihr Umschläge von Schilf auf die fieberkranke Stirn. Da schlug das Mädchen die Augen auf und schaute das Mümmlein erschreckt an; die aber sprach zu ihr: „Weil du noch so jung bist und dein Unrecht bekannt hast, darum habe ich mich aufgemacht, dir zu helfen; aber

versprich es mir, daß du nie wieder des Nachts an den See gehst; denn wenn dies noch einmal geschieht, dürfen wir niemals wieder kommen, und unsere schönste Freude ist dann auch dahin, denn wir sind gar zu gern bei den Menschen.“ Dann gab sie dem Vater noch einige Arzneien, küßte das kranke Mägdlein und ging schnell hinaus. Nach dieser Zeit kamen sie wieder und alles war wie vorher, nur daß sie noch ängstlicher nach der Uhr schauten und früher aufbrachen, damit sie ja vor Mitternacht zum See kämen. Da geschah es an einem Winterabend, daß eines der Mümmlein eine wunderschöne Erzählung angefangen hatte; atemlos hörten die Burschen zu und die Mägdlein spannen nicht mehr vor lauter Hören. Als die Geschichte gerade am schönsten war, schlug es elf Uhr; schnell brach das Mümmlein ab und versprach die Fortsetzung beim nächsten Besuch. Sie wußte nicht, daß einer der Bursche verstohlen den Zeiger der Uhr um eine Stunde zurückgerückt hatte. Wohl schlug die Uhr nur elf; als aber der Wächter draußen ins Horn stieß und die zwölfte Stunde mit dem Lied absang: „Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen, unsere Glock' hat zwölf geschlagen! Nur zwölf Stunden hat der Tag, wer weiß, wie bald man sterben mag,“ wurde sie totenblaß und schrie vor Entsetzen auf: „O weh, o weh, nun ist's für immer vorbei!“

Und seit dieser Zeit steigt kein Mümmlein mehr ins Thal herab; denn der Seekönig hatte es geschworen, daß, wenn sie einmal zu spät zurückkämen, kein Mümmlein mehr

zu den Menschen hinauf dürfe. Nur dann und wann tauchen sie in stillen Mitternachtsstunden aus dem See herauf und man hört sie leise klagen, aber kein Mümmlein kommt mehr zu den Menschen herab ins Thal."

Als Raphael geendet, schwieg die ganze kleine Gesellschaft. Es giebt ja ein Schweigen, wobei keiner der erste sein will, der wieder zu sprechen anfängt, weil man fühlt, daß man nichts Unpassendes sagen dürfe. Selbst der philisterhafte Spiritus wagte kein Wörtlein. Allzulange hielt das Schweigen jedoch nicht an, und der Maulwurf zeigte, daß er sich ganz auf der Höhe der Stimmung befand. „Daher kann ich mir's auch erklären," sagte er, „warum man erzählt, man dürfe keinen Stein in den See werfen. Man behauptet, daß man damit den Seekönig reize und dann stets ein Gewitter komme."

„Was der nicht alles wissen will!" rief Wallenstein; „wißt ihr was, wir wollen einmal einen Stein hineinwerfen und probieren, ob ein Wetter kommt!"

„Das läßt du bleiben!" riefen Maulwurf, Schiller und Raphael wie aus Einem Munde. Nur der Spiritus und der Förster stimmten ihm bei, wiewohl letzteren eine geheime Angst ankam, es möchte am Ende doch etwas Wahres an der Geschichte sein. Während man sich noch stritt, blies Mozart das Lied vom schönen grünen Wald, um die Stimmung wieder herzustellen und, wenn es möglich wäre, die Nixen heraufzurufen. Der Steinmetz war seitwärts gegangen, nach Steinen zu suchen, um irgend ein interes-

santes Stück von hier mit nach Hause bringen zu können. Als er aber nichts fand, warf er unmutig einen großen Stein in die Tiefe. Da fuhren die Knaben zusammen. „Wer hat das gethan?“ riefen sie, und selbst der Spiritus war erschrocken darüber, daß einer es doch gewagt hatte. Alle warteten in ängstlicher Spannung, ob nichts Wunderbares geschehe. Der Himmel war noch blau und spiegelte sich im See; aber bald zog ein Lüftlein daher und jagte die Wolken am Himmel zusammen, der bald grauschwarz darein sah. Dicke Tropfen fielen herunter, der Wind strich durch die Wipfel und von fern grollte der Donner. Da ward uns doch allen angst und bange; denn der See wurde unruhig und trat aus dem Ufer, und von oben prasselte der Regen und die Blitze leuchteten über uns hin durch den finster gewordenen Wald, den wir in wilder Flucht hinunter jagten. Hinterdrein trabte der unschuldige Missethäter, der Steinmetz, dessen Lederbeutel dann und wann beim schnellen Springen aufklirrte. Keiner dachte daran, daß auch ohne den Steinwurf das Gewitter am heißen Sommertage über die Höhe gekommen sein würde. Bei dem unheimlichen Zusammentreffen des furchtbaren Gewitters mit dem Vorausgegangenen wurde uns allen höchst grausig zu Mute. Bis auf die Haut durchnäßt kamen wir unten in dem Wirtshause an, das etwa anderthalb Stunden tiefer als der See liegt. Aber hier war keines Bleibens. Der Wirt mußte wohl auf dem Felde beim Ernten sein, denn alles war festgeschlossen und nur unter dem breiten Vordach

des mit Stroh gedeckten Hauses konnten wir uns einigermaßen decken. Wir schauten nach der Karte, es mußte wohl noch eine Stunde nach Allerheiligen, dem alten Kloster sein; so beschlossen wir denn in schnellem Trabe, trotz des argen Wetters, hinabzugehen. Wir brachen auf. Gesprochen wurde unterwegs nicht viel, denn dazu war keine Zeit. Jeder hatte nur auf seinen Weg zu sehen.

Unterdessen heiterte sich der Himmel wieder auf, da und dort blickte ein Sonnenstrahl durch den Wald, und das Gewitter zog grollend immer ferner, wie ein geschlagener Feind, dessen Nachhut dann und wann noch einmal dreinfeuert. Wohl schüttelte der frische Wind noch manchmal ein ordentliches Spritzbad von den triefenden Tannen auf die wandernde Schar, die lachend und eilig darunter hinweglief. Aber wie duftete es nun nach dem erquickenden Regen aus den Zweigen und Wiesen so würzig und labend! Die Vöglein, die während des Gewitters sich versteckt hatten, wagten sich wieder aus dem Dickicht hervor, der Specht fing wieder zu hacken an, der Häher schrie, und da und dort lief ein erschrockenes Häslein, das über dem Gewitter seine sonstige Geistesgegenwart und Mannhaftigkeit verloren hatte, wieder tiefer in den Wald zurück.

Da fanden denn die Buben auch die Sprache wieder, die sie während des Gewitters fast verloren hatten. Doch wollen wir sie darüber nicht schelten. Wenn unser Herrgott im Donner redet, dann muß das Menschlein auf Erden zuhören und fein stille sein. Es ist doch auch gut und

schön, wenn Menschen stille sind, zum Exempel, wenn sie die Sonne still hinter den Bergen sinken sehen. Da ist Schweigen viel besser als „Ach wie schön!“ sagen. Nicht wahr, mein Büblein? Die Narren haben ihr Herz im Munde, die Weisen aber ihren Mund im Herzen.

So ging es denn unter fröhlichen Gesprächen dem alten Kloster Allerheiligen zu, dessen verfallene Ruine uns bald aus dem tiefen Thalkessel entgegenblickte.

Kloster Allerheiligen war einst eine berühmte Abtei, von gelehrten Cisterciensermönchen bewohnt. Die Sage berichtet, daß die Mönche, die von reichen Rittern und Herren einen schweren Sack voll Gold zur Erbauung eines Klosters erhalten hatten, denselben einem Esel aufluden, den sie frei in den Wald laufen ließen. Wo der Esel sich lagern und den Goldsack abwerfen würde, dort sollte das Kloster erbaut werden. Und der Esel trabte in den vielgrünen Wald hinein und die Mönche in gebührender Entfernung hinter ihm her. Er stieg den Berg hinan, aber das Bergsteigen war nicht seine Passion, darum wandte er sich um, einer Thalschlucht zu, deren Wasser er rauschen hörte. Da, auf einem schönen samtgrünen Flecke scharrte er dreimal, und warf, wie ein müder Handwerksbursche seinen Ranzen, so seinen schweren Sack ab, indem er zu sich selbst in der Eselssprache sagte: „Hier ist's ganz pläsierlich, die Quelle rauscht, die Vögel singen und Gras und Disteln giebt's hier genug, — hier willst du ausruhen.“ Die Mönche kamen herzu, bezeichneten

die Stelle, lichteten den Wald, erbauten das Kloster, und lebten dort als gelehrte, brave Leute. Denn man muß nicht denken, daß die Mönche in grauer Vorzeit nur Faullenzer gewesen seien.

Wir dachten nun freilich weniger an die Verdienste der braven Mönche, als an unsere nassen Kleider, trockenen Kehlen und knurrenden Magen. Neben der abgebrannten Kirche, die der Blitz zu Anfang dieses Jahrhunderts zerstört hat, war ein Teil des Klosters mit seinem Refektorium und kleinen Zellen zu einem Försterhause umgewandelt worden, das zugleich Wirtshaus war. Darin hauste und wirtschaftete ein alter Förster, kurzweg der wilde Jäger genannt, ein kleiner untersetzter Mann mit langem Vollbarte, der ihm bis auf die Brust herabging. Der alte Förster stand schon unter der Hausthür, strich sich seinen langen Bart, setzte seinen großen Schlapphut mit den Reiherfedern zurecht, lachte dann ganz weidmannsmäßig, daß es weit in den Wald hineinschallte, und rief: „Alle Hagel, Bomben und Granaten! Kommt ihr endlich, ihr gebadeten Stadtmäuse! Gelt ihr Knirpse, der Regen macht naß im Gebirg? Potz Mohren und Türken, wie seht ihr aus! Da muß die Mutter schaffen, daß sie euch auszieht. Hab' schon vom Jägerburschen, der oben am Mummelsee war, gehört, was ihr für Fürchteputze seid. Kommt nur herein, es ist alles gerüstet."

Ob dieser Anrede waren wir alle etwas stark verblüfft; Raphael und Schiller, Spiritus und Förster verkrochen sich

sogar etwas hinter den Maulwurf und den Wallenstein, welcher letztere sich aber von dieser biderben Anrede ganz angeheimelt fühlte. „Guten Tag, Herr Forstmeister,“ sagte er (denn er wußte, daß der Förster diese Anrede gern hörte); „ja, uns ist's schlecht gegangen. Nicht wahr, wir können heute nacht hier bleiben?“

„Versteht sich! Nur vorwärts, ihr Stadtmäus', ihr gebadeten!“ rief im tiefsten Baß der Förster.

Des „Forstmeisters“ Ehefrau, die aus der Residenz gebürtig war, hörte uns gleich am Dialekt an, woher wir kamen, und wollte auf breitester Grundlage ihre Erlebnisse von Jugend an erzählen, „weil sie auch da her wäre,“ als ihr Mann sie mit den Worten unterbrach: „Mutter, vergiß deine Red' nicht, aber die Stadtbuben sind pudelnaß und kriegen heut' nacht Zahnreißen und Leibgrimmen, wenn du ihnen nicht Socken giebst und Wollenblumenthee machst.“

„Was, Wollenblumenthee! — warum nicht gar!“ rief entsetzt Wallenstein, dem alles, was nach Thee roch, unausstehlich war; „ich trinke keinen!“

„Potz Wildsau und Fuchspelz — wollt ihr still sein, ihr Herren! Wenn ich einmal sage: das wird gemacht, so geschieht's“, rief der „Forstmeister.“ Flugs zog die ganze Gesellschaft die Kleider aus, die Stiefeln flogen von den Füßen, was bei manchem recht schwer hielt, da sie gründlich naß waren. Der Jägerbursche mußte beim Ausziehen weidlich mithelfen. Um den großen Kachelofen,

in welchem trotz des Sommers lustig das Feuer brannte, wurden auf langen Stangen die Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehangen. Dann trat unter die im leichtesten Nachtkostüm dasitzende Gesellschaft der Forstmeister mit dampfendem Wollblumenthee. Da mußte jeder so warm wie möglich eine Tasse hinunter trinken, bis wir wieder Wärme in den Gliedern fühlten. Mozart blies zum Tanze auf und um den Forstmeister herum, der in der Mitte stand, tanzte das lustige Septett. Jeder von uns bekam ein Paar grobe Socken aus der Truhe der Knaben des „Forstmeisters“, die unsere Füßlein gewaltig stachen und kratzten, denn unsere Mütter hatten sie nicht gestrickt.

Als die Kleider getrocknet waren und jeder sich wieder behaglich warm fühlte — nur die Stiefeln wollten nicht so schnell trocknen — führte uns der Forstmeister in das „Herrenzimmer“, wo noch andere Gäste saßen. Zwar genierten wir uns ein wenig, da wir alle in Socken ankamen; aber was konnte es helfen! „Niemand guckt euch auf die Füße“, sagte unser Wirt, „und die Mönche, die früher hier gehaust haben, waren alle barfuß.“

„Das sind gebadete Stadtmäuse aus Karlsruhe, meine Herrschaften“, mit diesen Worten stellte uns der Forstmeister vor. Diese Herrschaften aber bestanden aus dem Stadtrechner des kleinen Städtchens Oppenau, dem Amtmann von Oberkirch und seinem Adjunkten; einem alten Feldscher, der sich Doktor nennen ließ, und dem Schullehrer, der auf Kost und Logis angestellt, die Wander-

schule hielt. Das waren die Honoratioren, die damals zweimal in der Woche sich beim Forstmeister zusammenfanden. Denn zu jener Zeit war das Kloster Allerheiligen noch nicht so besucht, wie heutzutage. Dazumal angelten noch keine flachshaarigen Engländer Forellen im klaren Bach und unser derber „wilder Jäger“ freute sich über jeden Besuch, der zu ihm in seine Einsamkeit kam. Ihm war es mehr um Gesellschaft und aufmerksame Zuhörer zu thun, als um die paar Kreuzer, die er verdiente. Er unterhielt mit seinen Jagdgeschichten die ganze Gesellschaft und hatte dabei neben sich ein Hubertusmesser liegen, das so groß war, wie das Sauls, des Gaditers, mit welchem er beim Erzählen aufschneiden konnte, daß den Leuten Hören und Sehen verging. Nachdem er auch an diesem Abend von Wölfen und wilden Ebern, von weißen Hirschkühen und auch von der Dummheit des „Forstgehilfen“ ein Mehreres berichtet hatte (wobei Wallenstein offenen Mundes ihm auf den Socken immer näher geschlichen kam), da brachte der alte Stadtrechner von Oppenau, namentlich um unsertwillen, das Gespräch auf das alte Kloster und auf die Mönche von Allerheiligen. „Ja“, sagte der Forstmeister, „das sind so Geschichten, von denen ich selber nicht gern erzähle;“ dabei blinzelte er lächelnd und mit einem Seitenblick auf uns nach seinen Gästen hinüber. „Selbst unser einem gruselt's, wenn man nur daran denkt. Aber in den heiligen Zeiten, wie zum Exempel am Advent, oder vor Ostern, oder an

Fronleichnam, da wird's drüben in der alten Abtei lebendig. Nachts um zwölf steht der Prior da in weißer Kutte mit dem Krummstab und liest die Messe mit hohler Stimme, und rings um ihn sitzen im Chor auf den Steinen die Mönche nnd murmeln in ihre langen Bärte hinein. Und dann singt es wunderschön durch die Hallen und es geht hier herein ins Refektorium, da hört man wie sie die Gläser vom Simse holen, da rappelt's und tappelt's aus der Küche heraus und der feinste Hirschbraten riecht durch das ganze Haus." Der Alte schien sich an unsern immer länger werdenden Gesichtern weidlich zu ergötzen, er ließ aber nichts davon merken, blinzelte nur öfters nach den Herren hinüber und erzählte fort: „Dann gehen die Mönche einzeln durchs Haus und suchen ihre alten Zellen auf. Einer ist einmal ganz lange vor meinem Bett stehen geblieben, bis ich halt meine Jagdflinte heruntergeholt hab' von der Wand. Da hat er mir eins mit dem dicken Strickende auf den Kopf gegeben, daß ich ganz taumlig geworden bin. In Sommerszeiten läßt sich aber kein Mönch blicken, darum könnt ihr ganz ruhig sein, meine Herrn," schloß der Förster und schaute verschmitzt lachend in unsere immer bleicher werdenden Gesichter.

Unserem „Förster" fiel eben wieder seine Tante von Baden ein, aber er schämte sich, den Gedanken laut werden zu lassen, und raunte nur leise dem Spiritus ins Ohr: „Wenn ich nur bei meiner Tante in Baden geblieben wäre." Zum Glück kam bald die Försterin mit einer

dampfenden Mehlsuppe, einem Gebirge von Kartoffeln und Leberwürsten, und alle Angst wurde tapfer hinunter gegessen. Trotz der Erzählungen des Forstmeisters, die heute „extra Aufgeschnittenes“ enthielten, übermannte uns die Müdigkeit und der Schlaf, und süß und ruhig schlummerten wir alle in den ehemaligen Zellen der Mönche.

Es war früh morgens um vier Uhr, als der „wilde Jäger“ mit einem ungeheuren Sprachrohr von unten herauf uns mit dem Gruße wach rief: „Aus dem Bett, ihr faulen Schlafratten, ihr Residenz-Schlafkappen! Wartet, ich hol' euch an den Beinen heraus! Nur herunter, hemdärmelig an den Brunnen! Waschschüsseln giebt's nicht, ihr Herren, und auch keine Toilettenseifen, aber frisches Klosterwasser, den Schoppen zu einem Kreuzer — kommt, ich zapfe euch vom besten, jedem so viel er will.“

Der Maulwurf kam zuerst herunter und mußte sich vom Forstmeister waschen lassen. Dieser befahl ihm nämlich, sein Gesicht unter die Brunnenröhre zu halten, und dann pumpte er ihm das eiskalte Wasser über den Kopf, daß es nur so platschte.

„Das ist Naturbleiche,“ sagte er lachend, „da wird man weiß wie die schönste Leinwand.“

Der Maulwurf lobte, sich vor Kälte schüttelnd, pflichtmäßig diese Morgen-Erfrischung durch Klosterwasser und trank auch gleich einen Schoppen davon. Einer nach dem andern von uns mußte herunter, denn der „wilde Jäger“ behauptete, das müsse man uns noch wochenlang anmerken,

daß wir bei ihm im Wald über Nacht gewesen. Daß er so freundschaftlich und ohne viel Federlesens mit uns verfuhr, mochte daher kommen, daß ihm unsere Eltern in der Residenz wohl bekannt waren und er darum schon etwas weidmännisch zutraulich mit uns umgehen zu können glaubte. Schließlich aber thut's den Buben auch schon ganz gut, wenn man sie nicht in Baumwolle wickelt.

Nach dieser Brunnenkur stieg der wilde Jäger mit uns an die Wasserfälle hinab. Durch einen engen Schlund sich durch Felsen zwängend, stürzt der Bach hinab und bildet eine Reihe der schönsten Fälle. Kühne Brücken laufen hart am Abhang und an den Felsen gelehnt, längs des Baches hin. Alles dieses war ein Werk des alten Forstmeisters, der uns während des Ganges schauerliche Kriegsgeschichten aus der Schwedenzeit erzählte. Wir stiegen den Berg wieder hinauf und begaben uns in den alten Klostergarten, in welchem uns ein weiß gedeckter Tisch mit einer dampfenden Schüssel empfing. Es war Suppe, kräftig und auf die Dauer. „Kaffee ist nichts für euch," sagte der wilde Jäger, „der verfliegt im Magen, aber Weidmannssuppe, die hält vor." Dann kamen Linsen und geräucherter Speck; kurz, es war echte Weidmannskost. Jeder bekam noch eine Knackwurst auf den Weg, die Flasche wurde mit Wasser und Oberkircher Kirschwasser gefüllt, und dann ging's unter der Begleitung des Jägerburschen hinunter nach Ottenhöfen. — Die Rechnung war aufs billigste gestellt; Mozart mußte der Forstmeisterin noch

ein Ständchen bringen, in das die Sippschaft zum Dank für die warmen Socken im Chor einfiel. Der wilde Jäger drückte jedem die Hand, daß man aufschreien mußte vor Abschiedsschmerz. Bald lag die Abtei hinter uns samt dem wilden Jäger und seiner guten Ehehälfte, die uns noch viele Grüße an ihre liebe Vaterstadt mitgab.

Es war gegen elf Uhr, als wir in Ottenhöfen einrückten beim weithin berühmten Pflugwirt. Wir überlegten, ob wir der Kosten wegen Table d'hôte mitessen könnten oder nicht; denn wir wollten es auch einmal „gut" haben; wiewohl Wallenstein behauptete, beim „wilden Jäger" habe es ihm am besten geschmeckt. Aber das Wort „Table d'hôte" wirkte zu verführerisch auf uns, so etwas konnten wir nicht alle Tage haben. Der Maulwurf unterhandelte mit dem Pflugwirt, und weil wir unser acht waren, verstand sich der Mann zu der billigen Forderung von achtzehn Kreuzern oder fünf Groschen per Mann „samt dem Wein." Wir packten unsere Ranzen aus, legten frische Kragen an und machten uns möglichst „fein," denn das Haus war von Gästen ziemlich voll, die alle mitspeisen wollten. Mozart blies zum Sammeln und punkt 1 Uhr marschierten wir alle in den Speisesaal, in welchem viele Herren und Damen aus Straßburg und Baden-Baden, Achern und der Umgegend an langer Tafel saßen. Der Maulwurf hielt die Etiquette aufrecht und sorgte dafür, daß keiner zu viel aß und trank, indem er uns allen immer die achtzehn Kreuzer und die Regeln der

Bescheidenheit vorhielt. Die Tischgesellschaft ergötzte sich an unserem fröhlichen muntern Treiben und an unseren Erzählungen vom „wilden Jäger“. Namentlich war es eine Familie, ein schwarz gekleideter Herr mit einer ebenfalls schwarz gekleideten, blassen Dame und einem Töchterlein in unserem Alter, die uns mit lebhaftem Interesse zuhörten. Der sinnige, stille Schiller kam gerade neben die blasse, schöne Frau zu sitzen, und das Büblein gab ihr so nette Antworten, daß sie ihre volle Freude an ihm hatte. Wir mußten dann zum Dessert unsere Nachtgeschichte auf den Hornisgründen erzählen, was allgemeines Vergnügen erregte, und zum Schluß wurde dreistimmig gesungen, welchen Gesang Mozart sanft mit seiner Trompete begleitete.

Nun machte einer von den Gästen den Vorschlag, in aller Stille für uns Geld zu sammeln, da er dachte, wir seien hungrige Scholaren. Maulwurf aber wies die Gabe freundlich und fest zurück, „denn,“ sagte er, „wir sind mit wenigem fröhlich.“ Dafür bestellten uns nun die Gäste einen großen Leiterwagen, auf dem Strohbündel lagen und den zwei mutige Pferde zogen, damit wir in der Juli-Hitze den Weg nicht zu Fuß machen mußten. Diese Freundlichkeit nahmen wir mit Dank an. Einige von den Gästen, darunter die schwarz gekleidete Familie, hatten ihre Equipagen bei sich und nahmen denselben Weg nach Baden zurück, wie wir. Abwechselnd durfte nun einer um den andern mit in der Kutsche der freundlichen

Familie fahren; zuweilen setzte sich auch der Herr zu uns auf den Leiterwagen. So ging es über Achern nach Bühl, unter der alten Windeck und dem Schloß Lauf vorbei, immer am Saume des schönen Gebirges entlang. Dem Maulwurf und Wallenstein zu lieb, die Brüder waren, wären wir gar zu gern nach der alten Burg Hohinrode, der Stammburg ihrer Ahnen, gegangen, und nach dem Edelfrauengrab, von dem sich auch noch manches Schöne erzählen ließe.

Der kleine Schiller aber deklamierte den Brüdern zum Trost das bekannte Gedicht von Chamisso: „Das Schloß von Boncourt."

Der Herr, der mit uns auf dem Strohsitze saß, hörte freundlich zu. „Woher kennst du das Gedicht, Kleiner?" sagte er.

„Unsere Mutter," erwiderte Schiller, „liest uns manchmal am Abend vor. Alle ihre Lieblingslieder hat sie in ein Buch geschrieben, da lerne ich ihr zu lieb manches Gedicht auswendig, das ihr besonders wert ist."

„Da hast du wohl eine gute Mutter, mein Kind," versetzte der Herr. „Hast du noch mehr Geschwister?"

„Ja, noch vier kleinere; ich bin der älteste."

„Und dein Vater?"

Da traten dem Schiller die Thränen in die Augen. „Er ist seit vier Jahren tot," antwortete er fast tonlos. Wir alle kannten diesen wunden Fleck und wurden daher auch stumm und still. Sinnend saß der fremde Herr und

drückte dem Knaben warm die Hand. Bald aber brach die Fröhlichkeit wieder durch, als wir nach Affenthal hereinfuhren, dem berühmten Weinort. Die Vorstellungen, welche der Name dieses Ortes erweckte, der doch irgendwie etwas mit Affen zu thun haben mußte, brachten einen unaufhörlichen Lachreiz bei uns hervor. Jeder von uns wollte den biedern Bauersleuten etwas von den Affen ansehen. Am Wirtshause angekommen, ließ der fremde Herr für uns alle Brot, Käse und Affenthaler kommen. Wir griffen tapfer zu, denn so ein Bubenmagen arbeitet besser als die schnellste Mühle. Von dem Linsengericht des wilden Jägers und seinem Speck, und von der Table d'hôte des Pflugwirts war absolut keine Nachwirkung mehr zu verspüren, und es läutete schon wieder im Magen wie beim Müller, wenn der Gang leer läuft. Der fremde Herr freute sich königlich unseres Appetits, und selbst über die Züge der blassen Dame kam ein leichtes Lächeln. Es war gegen halb fünf Uhr geworden, als wir zur letzten Station aufbrachen, zum Kloster Fremersberg. Bis dahin sollte der Wagen uns noch bringen. So ging es denn vorüber an Steinbach, dem Geburtsort des berühmten Erbauers des Straßburger Münsters, Erwins von Steinbach, und dann hinauf durch die Halden und Weinberge zum alten Kloster das damals zum Wirtshause umgewandelt war.

Fern winkte uns schon das große weiße Sandsteinkreuz entgegen, das der selige Großherzog Leopold an der Stelle des Hochaltars hatte errichten lassen. Bald fuhren

wir durch das Thor bei dem hübschen Gasthause vor. Es war schon etwas abendlich geworden, als wir vom Wagen herunter kletterten.

Welche entzückende Aussicht ringsum! Drüben auf spitzem Kegel inmitten der hohen Tannen die einsame feste Iburg mit ihrem aus gewaltigen Quadern erbauten Turme. Dort senkte sich der Wald, Dörfer lagen im Abendschein der Sonne, da und dort stieg der Rauch aus den Schornsteinen. Im tiefen Violett lagen die Vogesen und doch so klar, daß man die fernen Ortschaften drüben unterscheiden konnte. Zu unsern Füßen zog der nahe Rhein. Unten im Thal läuteten die Glocken das Ave Maria der scheidenden Sonne nach. Wir sahen die Leute und die Herden heimziehen. Ringsum war alles so still, als wäre es Sonntag. Mozart blies zum Sammeln, und zwar das schöne Lied seines Namensvetters: „Goldne Abendsonne.“ Wir sammelten uns am Fuße des großen Sandsteinkreuzes, das rings von hohen Malvenstauden umgeben war, und setzten uns auf die steinernen Bänke. Auch die fremde Familie, die uns längst nicht mehr fremd war, setzte sich zu uns. Schiller zog aus seinem Ränzchen ein Blatt. Zaghaft und schüchtern begann er; nach und nach aber hob sich die Stimme des schönen Knaben mit den wallenden Haaren und den sinnigen, blauen Augen. Er las die Geschichte des Klosters Fremersberg vor, aus der ich aber nur das Gedicht, das von seiner Gründung erzählt, mitteilen will.

Der Wald erbraust, der Sturmwind saust;
Wohl dem, der jetzt in Frieden haust!
Es zuckt und blitzt, der Donner rollt,
Als ob der Himmel brechen wollt'.

Und Markgraf Jakob irrt umher
Im finstern Walde kreuz und quer,
Getrennt von seinem Jagdgeleit,
Schon stundenlang und stundenweit.

Er reitet her, er reitet hin;
Die Zwerg' und Elfen necken ihn.
Bald gleitet er auf nassem Grund,
Bald ritzt ein Zweig sein Antlitz wund.

Der Fürst zum Tod ermüdet spricht:
„Mein Herr und Christ, dich laß ich nicht!"
Er stößt ins Horn zum letztenmal —
Da blinkt von fern ein Rettungsstrahl.

Zwei Fackeln schimmern durchs Gesträuch;
„Schutzengel Gottes, nahet euch
Und reichet hilfreich eure Hand
Dem Greise, dem die Kraft entschwand!

Einsiedlermönche führten ihn
Zur Klause, die von fern erschien.
Ein schlichtes Mahl, ein trocknes Kleid,
Ein ländlich Bett war schnell bereit.

Er schlief, wie's Vöglein auf dem Baum,
Und träumte einen Jakobstraum,
Bis sich der helle Morgenstrahl
Hold grüßend durch das Fenster stahl.

Und also herzbeseligt ganz
Von stiller Andacht Friedensglanz
Sprach er: „Ein Kloster werd' erbaut,
Wo ich den Rettungsstern geschaut;

„Damit noch mancher Wandersmann
Vom Sturm verfolgt da rasten kann.
Damit noch manches Rettungslicht
Aus diesem Waldesdunkel bricht."

Und wie er's sprach, so ward's vollführt:
Von Jakobs Fürstenstab berührt
Erhob sich die bescheidne Klaus
Zu einem schmucken Gotteshaus.

Die Sonne war mittlerweile hinuntergesunken. Alle waren still geworden. Da stand die ernste, blasse Dame auf, küßte Schiller, der fast erschrak, auf die Stirne, und sagte zu ihm: „Du bist ein liebes Kind." Der fremde Herr erhob sich auch, nahm Schillern an der Hand und verlor sich mit ihm und der Dame in den dichten Gebüschen. Was sie mit einander geredet, erfuhren wir damals nicht, erst später ward es uns kund. Die fremde Herrschaft hatte nämlich vor kurzem den einzigen Sohn verloren, der in Schillers Alter war und ihm sehr ähnlich gewesen sein soll. Daher zog es die Eltern auch so innig zu dem schönen Knaben. Sie fragten ihn nach seiner Mutter und schrieben Namen und Wohnung auf. Bald darauf machten sie seiner Mutter den Vorschlag, ihnen den Knaben zu überlassen, sie wollten für ihn sorgen, als ob sie seine rechten Eltern wären. Aber die Mutter konnte sich nicht von ihrem Kinde

trennen. Da setzten die guten Menschen ihm ein Stipendium aus und ließen ihn studieren. Leider aber starb er in der Blüte der Jahre. —

Als Schiller mit verweinten Augen wieder zurückkam, blies Mozart zum Sammeln und Geschwindschritt. Wir eilten neben dem Wagen der fremden Herrschaft her, und kamen nach einer Stunde auf der Höhe oberhalb Badens an. Unten flammten die Tausende von Lichtern auf dem Platze des Konversationshauses und es wogte von geputzten Gästen. Wir gedachten beim Scheiden der schönen Tage, der Stille und Einsamkeit im grünen Wald, am Mummelsee und beim wilden Jäger. Der Förster eilte zu seiner „Tante", die andern in das alte Wirtshaus zum „Baldreit" — wir reichten uns die Hände und nahmen Abschied. „Es war doch herrlich!" sagte der Maulwurf zum Schluß. Der Verfasser aber, welcher der Mozart in der Gesellschaft war, bläst zwar nicht mehr auf der Trompete, aber zwischen den Lippen summt ihm das Lied, dessen Vers zu Anfang des Büchleins stand:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Damit haben wir das erste Stockwerk durchgangen. Möge der Gang den geneigten Leser nicht ermüdet haben!

Im Verlag von **J. F. Steinkopf** in Stuttgart ist ferner erschienen:

Frommel, D. E., Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn. Erzählungen. 4. Aufl. (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek 13s Bändchen.) 75 ₰.

— — **Der Heinerle von Lindelbronn.** 6. Aufl. (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek 20s Bändchen.) 75 ₰.

— — **Aus vergangenen Tagen.** Erzählungen. 3. Aufl. (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek 25s Bändchen.) 75 ₰.

— — **In zwei Jahrhunderten.** 4. Auflage. (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek 30s Bändchen.) 75 ₰.

— — **,O Straßburg, du wunderschöne Stadt!** 4. Aufl. (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek 40s Bändchen.) 75 ₰.

— — **Johann Abraham Strauß.** Westfäl. Pfarroriginal. 2. Aufl. (Deutsche Jugend- u. Volksbibliothek 72s Bdchn.) 75 ₰.

— — Dr. **Aloys Henhöfer.** Ein süddeutsches Pfarroriginal. (Deutsche Jugend- u. Volksbibliothek 76s Bändchen.) 75 ₰.

— — **Aus goldnen Jugendtagen.** Forts. des ,Unt. Stockwerks'. (Deutsche Jugend- u. Volksbibl. 121s Bdchn.) 75 ₰.

Dieselben Bändchen sind auch

hübsch in Leinwand gebunden zu ℳ 1. 50

zu haben und zu Geschenken besonders geeignet.

In Gesamtausgabe ist erschienen:

— — **Erzählungen.** 2. Auflage.

I. **Aus der Chronik eines geistlichen Herrn.** (Aus dem untersten Stockwerk. Aus der Familienchronik. Aus vergangenen Tagen.) Mit dem Bildnis des Verf. in Lichtdruck. 3 ℳ. Schön geb. 4 ℳ 20.

II. **Nach des Tages Last und Hitze.** Wanderungen durch Werkstatt, Schlachtfeld und Pfarrhaus. (Der Heinerle von Lindelbronn. ,O Straßburg, du wunderschöne Stadt!' In zwei Jahrhunderten.) 2. Aufl. Schön geb. 4 ℳ 20.

Im gleichen Verlage erschienen:

Deutsche Jugend- und Volksbibliothek.

145 Bändchen hübsch kartoniert mit Titelbild à 75 ₰.

Nr. 61. Adelberg, Dr. H., Jean Martel. Ein Bekenner auf den Galeeren.
16 Aesops und anderer weiser Meister Fabelschatz. 2. Aufl.
122. Alcock, D., Kreuz u. Krone. Lebens- u. Leidensgeschichte eines Hugenotten.
81. Barth, Dr. C. G., Vier Erzählungen.
91. — — Der Negerkönig Zamba. Eine Sklavengeschichte. 3. Aufl.
96. — — Lebensbilder. Vier Erzählungen.
111. — — Fünf Erzählungen.
92. Bauer, Dr. L., Karl Theodor Körners Leben.
131. Berthold, H., Die Kinder des Geächteten. Erzählung.
136. — — Das Testament. Ein Stück Leben aus der guten alten Zeit.
24. Beutelspacher, Erzählungen eines alten Jägers. 2. Aufl.
41. Blaul, Fr., Alte und neue Geschichten.
46. — — Glaubenstreue oder die Wallonen in der Pfalz.
56. — — Der Stiefsohn. 2. Aufl.
71. Bonnet, J., Das Grafenschloß in den Sevennen. Hugenottengeschichte.
93. Braun, Dr. Fr., Martin Luther im deutschen Lied. 2. Aufl.
141. Brüschweiler-Wilhelm, Benjamin Franklins Lebensgeschichte.
126. Burk, A., Der blinde Heinrich. Erzählung.
142. — — Meister Bernhard oder Im Feuer bewährt. Erzählung aus der Geschichte der Hugenotten.
4. Caspari, K. H., Alte Geschichten aus dem Spessart. 7. A.
5. — — ‚Zu Straßburg auf der Schanz.‘ Dorfsagen. 6. Aufl.
132. — — Der Schulmeister und sein Sohn. 12. A.
137. — — Christ und Jude. Eine Erzählung aus dem 16ten Jahrhundert.
145. — — Schatzkästlein von Erzählungen aus Casp. ‚Geistliches u. Weltliches‘. I.
101. Eberhardt-Bürck, A., Maria, die Kleidermacherin.
6. Edelsteine deutscher Gedichte und Lieder.
51. Flammberg, Gottfr., Bilihild. Erzählung aus dem 8. Jahrhundert.
57. — — Die Rückkehr der Waldenser im Jahr 1689.
66. — — Ein deutscher Mann. Anh.: Brombeeren.
123. Frohnmeyer, Imm., Bilder aus der französischen Revolution.
133. Frohnmeyer, Dr. L., General-Feldmarschall Graf Helmut v. Moltke.
13. Frommel, D. Em., Familienchronik eines geistlichen Herrn. 4. Aufl.
20. — — Der Heinerle von Lindelbronn. 6. Aufl.
25. — — Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. 4. Aufl.
30. — — In zwei Jahrhunderten. 4. Aufl.
40. — — ‚O Straßburg, du wunderschöne Stadt.‘ 4. Aufl.
52. — — Aus dem untersten Stockwerk. 4. Aufl.
72. — — Johann Abraham Strauß. Westfälisches Pfarroriginal. 2. Aufl.
76. — — Dr. Aloys Henhöfer. Ein süddeutsches Pfarroriginal.
121. — — Aus goldnen Jugendtagen. Forts. des ‚Untersten Stockwerks‘.
112. Gans, Emil, König David. Eine biblische Erzählung.
1. Gedichte, deutsche, zur deutschen Geschichte. 2. Aufl. von Dr. G. Klee.
37. Glökler J. P., Johann Jakob Moser, der Patriot.
82. Gotthel , Jerem., (Pf. Bitzius), Schweizer-Geschichten.

(Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)

113. Gotthelf, Jerem. (Pfr. Bitzius), Der Knabe des Tell. Erzählung.
116. — — Dursli oder Der heilige Weihnachtsabend.
7. Grube, A. W., Blicke ins Seelenleben der Tiere. 2. Aufl.
11. — — Scharnhorsts Leben und Wirken. 2. Aufl.
12. — — General Gneisenau. 3. Aufl.
18. — — Abraham Lincoln. 2. Aufl.
21. — — Aus der Alpenwelt der Schweiz. 2. Aufl.
32. — — Der welsche Nachbar. Lebensbilder a. d. Krieg von 1870—71. 2. A.
47. — — Napoleons Kriegszug nach Moskau im Jahr 1812. 2. A.
38. Guntisberg, Marie, Eine Deutsche im Osten.
127. Heinrich, E., Friedrich Friesen und die Lützower 1814/15.
97. Hofacker, Ludwig, Deutscher Rätselschatz. Altes und Neues.
114. — — Johannes Brenz und Herzog Ulrich von Württemberg.
42. Hoffmann, E., Die Schwaben an der Marne 1870/71.
98. Klee, Dr. Gotth., Langobardische Sagen und Geschichten u. Erzählungen.
102. — — Der arme Mann im Tockenburg. Eine Schweizer Geschichte.
106. — — Alte deutsche Märlein und Schwänke.
115. — — Eines deutschen Volkes Ruhm und Untergang. Erzählungen.
124. — — Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter.
128. — — Wunderliche Schicksale des armen Simplex.
103. Kübler, Th., General Gordon, der Held und Christ.
117. Liebrecht, M., Ein Bettelkind. Erzählung.
58. Merz, Dr. Heinr., Luise, Königin von Preußen.
77. — — Albrecht Dürer, der große deutsche Künstler.
67. Müller, C. W., Aus der Irre. Kriegserzählung.
73. — — Ein altes Bild.
138. Oberlin, Joh. Friedrich, Pfarrer im Steinthal. Sein Leben und Wirken.
62. Paulus, Dr. J., Zoraide. Erzählung aus dem heil. Lande.
86. — — Judas der Galiläer. Eine Erzählung a. d. Zeit der Geburt Christi.
94. — — Die Hochzeit zu Kana.
99. — — Herodias. Eine Erzählung aus der Zeit Christi.
104. — — Der Jüngling zu Nain.
107. — — Barabbas. Eine Erzählung aus der Zeit Christi.
118. — — Aus Nacht zum Licht. Erzählung aus der Zeit der Apostel.
125. — — Maria. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems.
129. — — Der Brand von Rom. Aus der Zeit der Apostel.
134. — — Viktoria. Erzählung aus der Kirche der Katakomben.
139. — — Perpetua. Eine Märtyrergesch. a. d. Christengemeinde in Karthago.
63. Pichler, Luise, Konrad Widerhold, der Kommandant von Hohentwiel.
74. — — Der Schreckenstag von Weinsberg.
43. Rebe, Maria, Am Eichstein.
53. — — Andreas König. Eine Elsäßer Geschichte.
78. — — Der Silber-Adel. In dritter Klasse. Elsäß. Geschichten.
23. Roland Leicht. Leben eines Londoner Straßenjungen. 2. Aufl.
143. Schlatter, Dora, Kampf überall. Acht Erzählungen für das Volk
33. Schott, Th., Hieronymus Savonarola.
28. v. Schubert, Dr. G. H., Zwei Erzählungen. 5. Aufl.
34. — — Acht Erzählungen. 4. Aufl.
54. — — Sohn und Enkel. Der Krüppel von Rottenstein. 6. A.
59. — — Drei Erzählungen. 3. Aufl.

(Deutsche Jugend= und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)

79. v. Schubert, Dr. G. H., Herbstrosen. Ausgewählte Erzählungen.
83. — — Nach der Abendglocke. Ausgew. Erzählungen.
87. — — Grüne Blätter. Ausgew. Erzählungen.
64. Spieß, Phil., Bis zum Feierabend. Eine Handwerkergeschichte.
75. — — Der Krankenhauspförtner.
84. — — Der Wichse=Fabrikant. Erzählung aus Schwaben.
95. — — Der Klostervogt von Lichtenstern. Eine Erzähl. a. d. 17. Jahrh.
2. Stöber, K., Geschichten des Pfarrers Siebentisch. 3. Aufl.
9. — — Geschichten von der Altmühl. 3. Aufl.
22. — — Der Mühlarzt nebst anderen Geschichten. 3. Aufl.
27. — — Möhren, nebst anderen Erzählungen. 3. Aufl.
35. — — Das Elmthäli. Nebst weiteren Erzählungen. 6. Aufl.
48. — — Der Schneider von Gastein und Kleinere Erzählungen. 5. A.
88. Stöber, W., Scherz und Ernst. Erzählungen.
105. — — Altes und Neues aus den Altmühlbergen.
108. — — Ein Held im Kirchenrock. Aus dem Leben des Pfarrers Veit von Berg.
109. Strehle, F., Die Brüder. Erzählung.
41. Thelemann, O., Franz von Sickingen, der letzte Ritter.
130. Titelius, M., Treue Herzen. Drei Erzählungen.
135. — — Ohne Heimat. Drei Erzählungen.
144. — — Wo ist mein Vaterland? u. Mutter Rosette in der Vendée. 2 Erzähl.
119. Traub, Th., Gustav Wasa, Befreier, König u. Reformator v. Schweden.
110. Viator, V. M., Lucius. Erzählung aus altchristlicher Zeit.
45. Weitbrecht, G., Pfarrer Joh. Friedr. Flattich.
49. — — David Livingstone. Ein Lebensbild. Mit Karte. 3. Aufl.
55. — — Dr. C. G. Barths Leben und Wirken.
68. — — Der Freiherr vom Stein.
89. — — Dreisam. Erzählungen.
100. — — Von der Blockhütte zum Präsidentenpalast. Lebensgeschichte James Garfields. 3. Aufl.
120. — — Wilhelm I. Deutsches Kaiserbüchlein.
140. — — Umwege und Abwege. Drei Erzählungen.
85. Weitbrecht, Rich., Der Prophet von Siena. Erzählung.
39. Wießner, H., Wild gewachsen. Erzählung. 2. Aufl.
50. — — Verlorne Söhne. Geschichten aus dem Gefängnis.
60. — — Fabrikant oder Meister? Erzählung.
3. Wild, K., Der Seidenweber. Erhard Daubitz. 2 Erzählungen. 2. Aufl.
8. — — Kriminalgeschichten aus älterer und neuer Zeit. 2. Aufl.
69. — — Aus dem Leben und aus Büchern.
65. Willms, A., Das Kind der Krabbenfrau.
70. Willms, A., Die Böcklenburg. A. d. Gesch. d. Dithmarser Bauernschaft.
80. Zeller, M., Dr. G. H. v. Schuberts Jugendgeschichte.
90. — — Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert's Tagewerk und Feierabend.

Beste Hausbibliothek für alle, spannend und anziehend, charaktervoll und wohlfeil. Zu billigen Geschenken, für Volks= und Anstalts=Büchereien, Krankenhäuser, Schiffe, Kasernen u. s. w. ausgezeichnet. Jede der 145 Nummern ist fesselnd, dem Wahren und Edeln dienend.

Jugendblätter, illustr. Herausgeg. von Dekan G. Weitbrecht. Monatlich ein Heft zu 4 Bgn. 4°. Preis für den Jahrgang von 12 Heften 3 *M.* Schön geb. 4 *M.*

„Ein rechter Hausfreund, zwar nicht für Romane und aufregende Leserei, aber dennoch voll frischen, spannenden und charaktervollen Inhalts. Um billigsten Preis bieten diese schönen Blätter eine Fülle edler Unterhaltung und Belehrung, passend für jedes Alter und Geschlecht, Erzählungen, Reisen, Entdeckungen, Tierbilder, Darstellungen aus der Weltgeschichte, Bilder aus allen Gebieten der Natur und des Lebens, so recht das Beste für die Jugend und den ganzen Familienkreis."

Brandenb. Schulbl. v. Schulrat Schumann.

(Neue) Beispiele des Guten in Erzählungen und Lebensbildern. 20 Bändchen ausgezeichnete Erzählungen von Dr. Barth, Benno, Krummacher, Merz, Ostertag, Schubert, Sewell, Stöber, Stretton u. a.

Jedes Heft in farbigem Umschlag 20 Pf.

Zum Verteilen in Sonntagsschulen, Vereinen u. s. w. ganz vorzüglich. Bei 100 Heften Partiepreis.

Dies. in 2 Bänden (je 10 Hefte in 1 Band hübsch geb.) à 2 *M.*

Brüschweiler-Wilhelm, Auf der Glücksleiter oder **Millionär und Bettler.** Geschichte eines Graubündners. Geh. 3 *M.* Schön gebunden 4 *M.*

Erzählung aus der Schweiz, kernhaft und aus der Wirklichkeit.

Burk, Chr., Spiegel edler Pfarrfrauen. Eine Sammlung christlicher Charakterbilder. **4. Aufl.**, erneut und vermehrt von dem Sohne des Verf., A. Burk, Pfarrer in Potsdam. Geh. 4 *M.* Geb. 5 *M.*

Für jedes evangelische Pfarrhaus und für alle Frauen eine Festgabe von bleibendem Wert.

Caspari, K. H., Erzählungen für das deutsche Volk. (Alte Geschichten a. d. Spessart. Dorfsagen. ‚Zu Straßburg auf der Schanz.' Der Schulmeister und sein Sohn. 4. Aufl. 2 M 40. Eleg. geb. 3 M 40.

Das sind markige, das Herz ergreifende Erzählungen, die zum Besten gehören, was in deutscher Zunge geschrieben ist, in echter Volkstümlichkeit und einfach frommem Sinne.

Erika, Eine reiche Erbin. Erzählung. Geh. 4 M. schön geb. 5 M.

Gehaltvoll, spannend und zum Vorlesen trefflich.

— — **Hans Markwarts Jugend.** Erzählung. Geheftet 4 M, schön gebunden 5 M.

Die Jugendgeschichte eines Theologen voll innerer Kämpfe, Liebe, Irrungen und doch tiefer Entwicklung.

Friis, J. A., Ausgewählte Erzählungen.

I. **Lajla oder Von Finnmarken.** Aus dem Norw. Geheftet 1 M 80. Gebunden 2 M 60.

II. **Das Kloster zu Petschenga.** Aus Lappland. Geheftet 1 M 40. Gebunden 2 M 20.

Beide Erzählungen in einen Band gebunden 4 M.

Nordische Erzählungen von ergreifender Kraft und Schönheit.

Grube, A. W., Bilder und Scenen aus dem Natur- und Menschenleben in den fünf Hauptteilen der Erde. Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen für die Jugend ausgewählt. Neue 7. Aufl. **I. Asien und Australien. II. Afrika. III. Europa. IV. Amerika.** Jeder Band geh. 2 M 25. Schön in Leinw. geb. 3 M.

Die neue Auflage ist von berufenster Hand stark vermehrt und allenthalben auf den neuesten Stand gebracht, spannend zu lesen für alt und jung und eine Zierde jeder Schülerbibliothek.

Hetherington und Burton, Paul Nugent. Lebensführungen eines Materialisten. Erzählg. Autorisierte Uebertragung aus dem Englischen v. M. Dammermann. Geh. 3 ℳ 50. Geb. 4 ℳ 50.

Ein prächtiges Buch voll Glanz und Frische. Die Personen sind trefflich gezeichnet, die Begründung innerer Dinge ist verständig und sieghaft. Während der reizende Roman ebenso Männer wie Frauen und Jungfrauen fesselt, enthält er zugleich mehr Entscheidendes von christlichen Eindrücken, als manches Lehrbuch.

Josephson, Ludw., Brosamen. Für teure und wohlfeile Zeit. Erste Sammlung. 82 Erzählungen. 6. Aufl. Geh. 2 ℳ. Schön geb. 3 ℳ.

— — Zweite Sammlung. 71 Erzählungen. 4. Aufl. Geh. 2 ℳ. Schön geb. 3 ℳ.

— — Dritte Sammlung. 34 kleinere und 3 größere Erzählungen. 2. A. Geh. 2 ℳ. Schön geb. 3 ℳ.

Kapff, Dr. S. C., **Warnung eines Jugendfreundes** vor dem gefährlichsten Jugendfeind oder Belehrung über geheime Sünden. 16. Aufl. Geh. 40 ₰. Geb. 60 ₰.

Das Büchlein ist „ein Verdienst um die Menschheit" genannt worden, es redet ebenso offen als keusch.

Luthers Hochzeitsgeschenk zur Führung eines gottgefälligen und gesegneten Ehestandes, herausg. von Pfr. Brandt. 4. Aufl. mit Anhang: Pfarrer Flattichs Haus- und Ehestandsregeln. Mit 2 Bildern von Ludw. Richter. Taschenformat. Fein geb. mit Goldschn. 3 ℳ.

Man schenkt oft so wertlose Sachen zur Hochzeit, hier ist etwas Gescheites, bleibend im Wert und billig.